

Strassenmagazin Nr. 627
5. bis 18. Juni 2026

CHF 8.-

davon gehen CHF 4.-
an die Verkäufer*innen



Bitte kaufen Sie nur bei Verkäufer*innen
mit offiziellem Verkaufspass

SURPRISE



Barrierefreiheit

Gleichstellung!

Menschen mit Behinderungen
erwarten die Umsetzung ihrer Rechte.

ab Seite 8



**SURPRISE
WIRKT**

«Alkohol macht einsam. Einsamkeit macht krank»

Leistungsdruck und Angst vor Entlassung führten **Georges Meier** immer tiefer in die Sucht. Auf seinem Sozialen Stadtrundgang durch Zürich bricht er das Schweigen über die Tabuthemen Alkoholsucht und Armut.

Buchen Sie einen Sozialen Stadtrundgang in Basel, Bern oder Zürich.



Barrieren? Leider da!

Jede fünfte Person in der Schweiz lebt mit einer Behinderung. Für diese Ausgabe haben wir mit sieben von ihnen gesprochen. Die Geschichten zeigen: Ihre Behinderung ist nicht das einzige Thema, das sie beschäftigt. **«Für mich ist Behinderung einfach ein Teil meines Körpers und meiner Identität. Ich würde mich gar nicht anders denken wollen»**, sagt Künstler*in Edwin Ramirez im Interview ab **Seite 24**.

Behindert werden, das kennen sie alle. Die Barrieren zeigen sich unterschiedlich, abhängig davon, was den Menschen im Leben wichtig ist, abhängig von ihren Behinderungen. Paul Harrison ist Fussballfan. Er hat eine Hörbehinderung und merkt immer wieder, **dass im Stade de Genève bei den Spielen kaum an Menschen wie ihn gedacht wird**. Anja Reichenbach ist sehbehindert und sagt: **«Ich will mit meinem Hund in ein Stadion laufen können, wie in die**

Migros, in die Arztpraxis, in den Zug oder an meinen Arbeitsplatz.» Warum es in Schweizer Sportstadien mehr Barrieren gibt als in der englischen Premier League, lesen Sie ab **Seite 14**.

Eine Wohnung zu finden, ist schon an sich nicht das Einfachste. Und eine rollstuhlgängige? **«Ich hatte Glück», sagt Sandra Kropf**. Warum sie nun zwar auch eine Chefin ist, allein zu wohnen aber immer noch viel Aufwand bedeutet, ab **Seite 20**.

Nach all den Jahren, in denen Hirijet Kamberi und Tito Ries gemeinsam unterwegs waren, wissen sie, wie sie ans Ziel kommen. Tito sagt: **«Wir können, ausser Rollbrett-, Rollschuh- und Skifahren, so ziemlich alles zusammen unternehmen.»** Die Reportage aus Basel ab **Seite 8**.

LEA STUBER
Redaktorin



In der nächsten Folge von «Hörkombinat» sind wir von Surprise zu Gast und sprechen über Barrierefreiheit, ab dem **7. Juni hier zu hören: steady.page/de/hoerkombinat-politik/posts**. Sowie auf Podigee oder über fast jede Podcast-App.

4 Aufgelesen

5 Na? Gut!
Basel-Stadt kauft Wohnungen

5 Vor Gericht
Wer sind «alle»?

6 Verkäufer*innenkolumne
Freier Zugang für Behinderte

7 Moumouni antwortet
Worauf warten wir?

8 Mobilität
Mit dem E-Rolli durch Basel

14 Sport
Hürden in Schweizer Stadien



20 Selbstbestimmung
Vom Aufwand allein zu wohnen

24 Theater
«Ich würde mich gar nicht anders denken wollen»

27 Randnotizen
Fragiles Gleichgewicht

28 SurPlus
Positive Firmen

29 Wir alle sind Surprise
Impressum
Surprise abonnieren

30 Surprise-Porträt
«Ich würde gern die Autoprüfung machen»

Aufgelesen

News aus den über 90 Strassenzeitungen und -magazinen in 35 Ländern, die zum internationalen Netzwerk der Strassenzeitungen INSP gehören.

International
Network of
Street Papers

Eine Bewegung gegen Armut

Anfang Mai trafen sich 70 Delegierte von 20 Strassenzeitungen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz auf Einladung des Strassenmagazins Bodo in Bochum.

Gemeinsam diskutierten die Teilnehmer*innen die Rolle des Strassenzeitungsnetzwerks INSP

bei der Bekämpfung der Wohnungslosigkeitskrise und die Herausforderungen für freien Journalismus und soziale Arbeit in Zeiten von Rechtsverschiebung und Multikrise. Den Kern der Tagung bildete ein Workshop-Teil mit 15 Sessions, in dem sich die ganze Bandbreite der Strassenzeitungsbewegung abbildete: Redaktionelle Kooperationen, die Umsetzung eines digitalen Bezahlsystems, Vermittlungs- und Lobbyarbeit etwa mit Sozialen Stadttouren und Schulworkshops waren ebenso Thema wie Praxiserfahrungen in der sozialen Arbeit mit wohnungslosen und geflüchteten Menschen.

Die jährliche Konferenz ist eine Art Branchentreffen, an dem Strassenzeitungsmacher*innen **Organisationswissen und Best-Practice-Beispiele miteinander teilen**. Das Internationale Netzwerk der Strassenzeitungen INSP vereint über 90 Projekte aus 35 Ländern. Das deutschsprachige Regionalnetzwerk bildet eine wichtige Sektion. Im September findet die nächste globale Konferenz in Glasgow statt.

bodo
schafft Chancen

BODO, BOCHUM/DORTMUND, 06/26



BILDER: SEBASTIAN SELLHORST(3)

Na? Gut!

Basel-Stadt kauft Wohnungen

Die Mieten steigen, bezahlbarer Wohnraum wird knapp. Wohnen ist mal wieder eines der heiss diskutierten Themen. Eine der drängenden Fragen dabei: Wie kann günstiger Wohnraum geschaffen werden? In Basel heisst die Antwort: mit einer aktiven Bodenpolitik. Zwei Areale im Kleinbasel, mit knapp 600 Wohnungen und über 50 000 Quadratmeter gross, gehören neu dem Kanton. Basel-Stadt hat die Areale «Im Surinam» und «Horbürg» einer Gruppe der UBS-Anlagestiftung abgekauft. Für einen tiefen dreistelligen Millionenbetrag, wie es an der Medienkonferenz hiess; über den genauen Preis wurde Stillschweigen vereinbart.

Der Kanton Basel-Stadt will die beiden Areale im Baurecht an Wohnbaugenossenschaften abgeben. So soll Land für den gemeinnützigen Wohnungsbau bereitgestellt werden. Im kantonalen Bau- und Raumplanungsgesetz ist das Ziel verankert, dass bis 2050 25 Prozent der Mietwohnungen günstig sein sollen. Aktuell liegt der Anteil von günstigem Wohnraum bei gut 14 Prozent, mit dem Kauf der beiden Areale steigt er auf 15 Prozent.

Für die Abgabe im Baurecht müssen interessierte Wohnbaugenossenschaften aufzeigen, wie sie die bauliche Verdichtung umsetzen wollen und wie diese sozialverträglich erfolgen kann. Und auch, wie die Grünflächen möglichst erhalten werden können. Die Ausschreibung startet 2027, bis spätestens 2032 will die Regierung entschieden haben, welche Genossenschaften die Areale übernehmen sollen. **LEA**

An dieser Stelle berichten wir über positive Ereignisse und Entwicklungen.



ILLUSTRATION: PRISKA WENGER

Vor Gericht

Wer sind «alle»?

Es ist ein Kernversprechen des Behindertengleichstellungsgesetzes: Der öffentliche Verkehr in der Schweiz soll für alle Menschen autonom nutzbar sein. So weit die Theorie. Über die Praxis liefern sich die Behindertenorganisation Inclusion Handicap einerseits und die SBB sowie das Bundesamt für Verkehr (BAV) andererseits einen inzwischen epischen Rechtsstreit. Zuletzt hat Inclusion Handicap im Januar vor dem Bundesverwaltungsgericht einen Sieg errungen: Die St. Galler Richter*innen hoben die unbefristete Betriebsbewilligung für den Doppelstock-Zug FV-Dosto in Teilen auf.

Zur Erinnerung: Der FV-Dosto war damals mit 59 Zügen für 1,9 Milliarden Franken die grösste Rollmaterialbeschaffung in der Geschichte der SBB. Dessen Inbetriebnahme war nicht nur bezüglich Barrierefreiheit eine harzige Sache. Als 2018 nach jahrelangen Lieferverzögerungen endlich die ersten Kompositionen durchs Land rollten, hiess das Gefährt im Volksmund bald «Schüttelzug». Die Fahrt von Personen mit Mobilitätsbeschränkungen wird bereits durch eine gefährliche Stufenkaskade im Einsteigebereich der Züge ausgebremst, wie Inclusion Handicap moniert. Aufgrund verminderter Muskelstärke und Rumpfstabilität können sie nicht mit dem Oberkörper dagegenhalten, wenn sie zu kippen drohen.

Das, sagt nun das Bundesverwaltungsgericht, sei nicht von der Hand zu weisen. Der konkrete juristische Grund: Bei einer für die Betriebszulassung 2017 bundesge-

richtlich angeordneten Überprüfung der autonomen und sicheren Nutzbarkeit des Ein- und Aussteigebereichs der Züge waren keine Menschen mit Behinderungen einbezogen worden. Stattdessen wurde die Barrierefreiheit mit kerngesunden Bundesangestellten und Crash-Test-Dummies getestet. Dem Gericht erscheint zweifelhaft, ob diese Ergebnisse auf mobilitätsbehinderte Menschen übertragen werden können. Es müssten weitere Untersuchungen mit einer repräsentativen Gruppe mobilitätsbehinderter Menschen durchgeführt werden, so das Gericht.

Laut Gesetz sollen eben «alle» den ÖV eigenständig und sicher nutzen können. «Alle» heisst in diesem Fall: Menschen, «die in der Lage sind, den öffentlichen Raum autonom zu benützen». Offenbar sind das für die SBB und das BAV vor allem durchtrainierte Paraplegiker*innen. Menschen mit Tetraplegie, Multipler Sklerose, Schlaganfall oder ALS haben das Nachsehen (mehr über die Nutzbarkeit des ÖV für Menschen im Rollstuhl lesen Sie bei Fatima Moumouni auf Seite 7).

An sich wäre die umfassende Flottenerneuerung die Chance gewesen, die Situation für Menschen mit Mobilitätsbeschränkungen nachhaltig zu verbessern. Aus der im Urteil detailliert nachgezeichneten Geschichte des Rechtsstreits wird jedoch ersichtlich, dass die Fortschritte vor allem einem hartnäckigen Kampf geschuldet sind. Zum Beispiel können jene, die es trotz allem an Bord schaffen, den Zug inzwischen auch selbständig wieder verlassen: Die Türöffnungstasten sind nun nicht mehr ausserhalb der Reichweite von Rollstuhlfahrer*innen angebracht. Immerhin.

YVONNE KUNZ ist Gerichtsreporterin in Zürich.

Freier Zugang für Behinderte

Ich spüre mehr den Fluch der IV-Rente, als dass ich Autist bin. Denn sehr viele Leute reagieren unangemessen darauf, dass ich eine IV-Rente habe, und halten mich für einen, der gar nichts kann. Ich wurde auch schon als Messie bezeichnet, was etwas komplett anderes ist. Leider gibt es auch unter meinen Verwandten solche, die einen Hass auf mich haben, weil ich eine IV-Rente bekomme. Und sogar bei der Klimabewegung, wo ich mich engagiere.

Manche wollen mich bevormunden oder denken, dass ich nicht lesen könne. Was für mich sehr seltsam ist, weil ich mich politisch engagiere, Debatten verfolge und viel schreibe, seien es Leserbriefe oder die Kolumnen im Surprise.

Wieder andere glauben, ich hätte mir die Rente erschlichen. Das habe ich der

SVP zu verdanken, die den Begriff «Sozialschmarotzer» erfunden hat, den die Leute jetzt mir persönlich anhängen. Die Hetzkampagne mit den «Scheininvaliden» hat gewirkt. Der Hass auf solche, die vom Staat unterstützt werden, ist da.

Jede*r Arbeitgeber*in will einen Berufsausweis sehen, bevor sie oder er Interesse daran hat, jemanden anzustellen. Ich habe keinen, und um so einen zu erwerben, müsste ich die Unterstützung der IV-Behörde haben. Niemand bezieht freiwillig eine IV-Rente. Man hat diese Rente, weil andere über dich bestimmen. Weil es hiess: «Der muss zur IV!»

Ein Parteikollege von mir und Sozialbeamter (er weiss, wovon er spricht) kann bezeugen, wie viele Menschen sich davor scheuen, aufs Sozialamt zu gehen. Diejenigen dagegen, die versucht

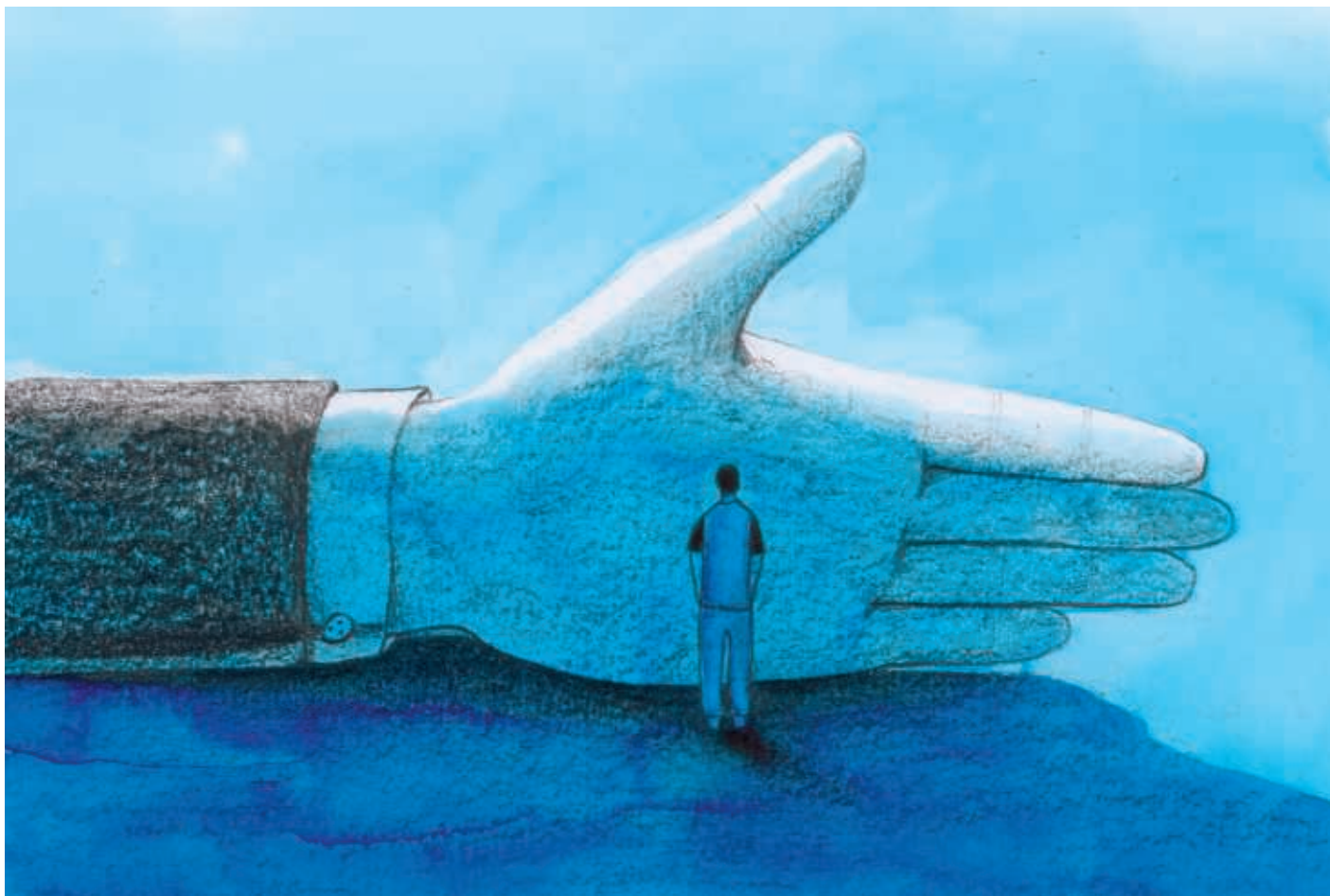
haben, das Sozialamt zu betrügen, kann er an einer Hand abzählen. Er erlebt, dass Sozialhilfeempfänger*innen stolz sind, wenn ihnen aufgrund geleisteter Arbeit die Gelder gekürzt werden.

Mein Wunsch wäre nicht die IV-Rente, sondern ein freier Zugang für alle zum Arbeitsmarkt.

MICHAEL PHILIPP HOFER, 45, verkauft Surprise beim Neumarkt Oerlikon. Die Autismus-Diagnose erhielt er, als er eineinhalb Jahre alt war.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.

ILLUSTRATION: DEBORAH AMBAUEN





Moumouni antwortet

Worauf warten wir?

Wir waren auf einer Veranstaltung zu Barrierefreiheit und Gleichstellung und wollten unsere Rückfahrt auf einen späteren Zug legen, da wir verleitet waren, den Abend noch etwas ausklingen zu lassen. Allerdings waren mehrere Menschen mit Rollstuhl in der Gruppe – eine Planänderung war doch nicht so einfach: An Bahnhöfen, an denen kein selbständiger Zugang zum Zug mit Rollstuhl möglich ist, müssen Hilfsperson und Lift eine Stunde vor Fahrtantritt angefragt sein. Das konnten wir so spontan nicht mehr ändern.

Also eilten wir doch zum Bahnhof. Erste Frage: Kommen wir ins Tram? Gemächlich stand der Tramführer auf, um die Rampe an der Tür auszuklappen. Die Zeit rennt. Dann die Liftfrage: Funktioniert er? Natürlich nur der, der weiter weg ist. Eine Person konnte

die Rolltreppe auch mit Rollstuhl benutzen: eine Frage der Übung, zu oft funktionieren die Lifts nicht. Auch Glück gehört dazu: Der Rollstuhl ist klein genug, und die Person darin in der Lage, sich durch Rumpfspannung auszubalancieren und sicher festzuhalten. Die erste Klasse, der einzige Ort, wo eine rollstuhlgängige Toilette und ein Rollstuhlteil sind, ist natürlich am anderen Ende. Wir rasen dorthin und hoffen, dass die Person, die auf den Lift angewiesen war, es ebenfalls rechtzeitig schafft. Denn beim Einstiegslift samt Mitarbeiter muss man sich zehn Minuten vor Abfahrt eingefunden haben.

Öffentliche Verkehrsmittel hätten laut Behindertengleichstellungsgesetz bis 2023 für Menschen mit Behinderung autonom barrierebefreit nutzbar sein sollen. Das funktioniert bis heute

eher schlecht als recht. Und die SBB ist nicht die einzige Instanz, die dem wenig Priorität einräumt – wir leben in einer ableistischen Gesellschaft. Der Auftritt, von dem wir kamen, hatte nicht auf der Bühne stattfinden können, weil die Veranstalter*innen den Künstler*innen Nina Mühlemann und Edwin Ramirez, die beide den Rollstuhl benutzen, keine Rampe gebucht hatten. «Ist ja nicht so schlimm?» Bingo! Treffenderweise enthielt das Programm der beiden ein Ableismus-Bullshit-Bingo, in dem alles vorkam – von ungefragter, aufgedrängter Hilfe von Fremden im öffentlichen Raum bis «Inspiration Porn» (also, wenn Behinderte für ganz normale Dinge gelobt werden wie zum Beispiel leben).

Kürzlich hat der Dachverband der Behindertenorganisationen Schweiz vom Bundesverwaltungsgericht Recht bekommen, siehe «Vor Gericht» auf Seite 5. Statt von Expert*innen, also Menschen, die selbst Rollstuhl fahren, hatte das Bundesamt für Verkehr Menschen ohne Behinderung – Lai*innen (!) – in Rollstühle gesetzt, um schnell behindert zu spielen und zu prüfen, ob die neuen Züge taugten. Liest sich wie ein schlechter Witz. Doch was kam dabei heraus? Das BAV hat neue Züge als angemessen barrierefrei durchgewunken, obwohl die Ein- und Ausstiegsrampen zu steil sind und selbst die Türöffnungstasten zunächst ausserhalb der Reichweite von rollstuhlfahrenden Personen angebracht waren. Auch fehlt ein akustisches Türfindesignal und ausreichend lange Handläufe, um Menschen mit Sehbehinderung den sicheren, selbständigen Ein- und Ausstieg zu ermöglichen.

Den Zug damals haben wir knapp erwischt. Hoffentlich bekommt auch die SBB bald den Zug zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderung. Sie ist ziemlich spät dran.



FATIMA MOUMOUNI rennt gern auf Züge. Und findet, alle Menschen sollten das Recht haben, spontan zu sein.

Trotz allem viel unterwegs

Mobilität Hirijet Kamberi und Tito Ries sind ein Paar – und ein eingespieltes Team. Sie im Rollstuhl, er auf den Beinen. Auf einer Tour durch Basel zeigen sie, welche Hürden noch überwunden werden müssen, aber auch, was schon gut funktioniert.

TEXT **NATALIA WIDLA** FOTOS **DAVID FÜRST**

Hirijet und Tito wissen, wo es lang geht – und wo nicht.



«Ich muss vorausschicken: Wir machen viele Witze miteinander und ziehen uns oft auf. Das versteht nicht jeder, unseren Humor», sagt Tersito «Tito» Ries zur Begrüssung. Zusammen mit seiner Partnerin Hirijet Kamberi ist er an den Bahnhof Basel SBB gekommen, um über Barrierefreiheit und Mobilität zu sprechen. Dafür soll es auf eine kleine Reise durch Basel gehen. Tito mag es nicht, wenn man ihn und seine Partnerin wie im Journalismus üblich nur mit dem Nachnamen nennt, daher bleibt es diesmal ausnahmsweise bei den Vornamen. Tito ist als Surprise Stadtführer ja auch kein Unbekannter. Er ist in Basel aufgewachsen, Hirijet in Amriswil im Thurgau. Kennengelernt haben sich die beiden am Bahnhof Basel. «Sie voll auf Drogen, ich voll auf Alk», sagt Tito, und Hirijet lacht laut auf und ergänzt: «Ja, das ist lange her.» Die Beziehung der beiden wirkt eingespielt, beinahe symbiotisch. Hirijet schweigt oft über längere Strecken, nur wenn sie anderer Meinung ist, greift sie ein. «Sie passt auf, dass ich keinen Seich erzähle», sagt Tito. Hirijet grinst breit: «Ich sage immer, wenn mir etwas nicht passt, das weiss er genau.»

Seit elf Jahren sind die beiden ein Paar – seit dem 13. Januar 2015, präzisiert Tito. «Ich habe Hirijet zuvor schon immer wieder gesehen, drei, vier Jahre lang. Manchmal haben wir gesprochen, manchmal habe ich ihr geholfen, wenn sich niemand anders gekümmert hat.» Wann und warum Hirijet nach Basel kam, wissen beide nicht mehr genau. «Ich schätze vier oder fünf Jahre vor unserem Kennenlernen», sagt Tito. Er ist 62, zwanzig Jahre älter als Hirijet. Sie sitzt im Elektrorollstuhl und ist in allen Bereichen des Alltags auf Unterstützung angewiesen: Pflege, Transfer, Haushalt, Organisation und Kommunikation. Tito übernimmt all das – und oft auch das Erzählen, wenn Hirijet müde ist oder gerade keine Lust hat zu sprechen. Auch wenn sie gerade lieber an der Zigarette zieht. Er selbst versuche gerade, weniger zu rauchen, sagt Tito und zündet sich dennoch eine an. Vor wenigen Wochen seien es noch 33 pro Tag gewesen, inzwischen sei er bei elf. Hirijet lacht wieder. Sie hat vor elf Jahren die harten Drogen aufgegeben, aber nicht vor, ihren

Nikotinkonsum zu reduzieren. Und sie hat Multiple Sklerose. Die Nerven in ihrem Gehirn werden vom Immunsystem angegriffen. Spastik sei Hirijets steter Begleiter, hinzu kommen Fatigue und kognitive Einschränkungen wie etwa Orientierungslosigkeit. «Im ersten halben Jahr unserer Beziehung hatte Hirijet noch keinen Rollstuhl. Doch sie kam kaum allein vorwärts», erzählt Tito. Schliesslich konnte er seine Partnerin von einem Rollstuhl überzeugen. «Wir können, ausser Rollbrett-, Rollschuh- und Skifah-

ren, so ziemlich alles zusammen unternehmen», sagt er und fügt zu ihr gewandt hinzu: «Zudem hast du nun einen Chauffeur, der dich durch die ganze Welt bringen kann.» Hirijet nickt.

Stahlkappen gegen 200 Kilogramm

Tito steuert Hirijet im Rollstuhl durch die Menschenmenge. Er weicht aus, behält alles im Blick, nimmt Rücksicht – erwartet sie aber auch von anderen. Erster Halt ist die Migros im Bahnhof. «Frühstück holen», sagt Tito und parkiert Hirijets Rollstuhl vor der Eingangsschranke. Dort wartet sie, bis er zurück ist.

Vor dem Bahnhof herrscht hektisches Durcheinander. Trams fahren im Minutentakt ein und aus, Menschen kreuzen in alle Richtungen. Tito und Hirijet bewegen sich ruhig durch das Chaos. In Basel könnten sie vielerorts selbständig Tram fahren, sagt er. Manchmal brauche es Hilfe. Beim Bus lässt sich diese nicht umgehen. Oft reiche es, dem Fahrer kurz zu winken, dann komme er nach hinten und schiebe die Einsteigerampe raus. Wenn das Winken einmal nicht reicht, greift

Tito auch zu anderen Mitteln: «Ich habe mittlerweile kein Problem mehr damit, die Tür zu blockieren, bis jemand kommt.»

Im Tram manövriert er den Rollstuhl an den vorgesehenen Platz und setzt sich daneben auf den Einersitz. Als das Tram losfährt, beginnt Tito über die Unterschiede zwischen Elektro- und Handrollstuhl zu sprechen – natürlich aus Sicht der Begleitperson. Einen Handrollstuhl könne man notfalls anheben, wenn die darin sitzende Person nicht zu schwer ist. Beim Elektrorollstuhl

«Ich habe kein Problem damit, die Tür zu blockieren, bis jemand kommt.»

TERSITO «TITO» RIES

sei das unmöglich. Schon ohne Person wiege dieser rund 200 Kilogramm. Zur Verfügung hätten sie zwar beide Varianten, zu Fuss unterwegs seien sie inzwischen aber fast nur noch mit dem E-Rolli. Den faltbaren Handrollstuhl bräuchten sie nur noch für Ferien oder Ausflüge. Und dann zeigt Tito auf seine Füsse: «Stahlkappenschuhe. Ich trage nur solche, wenn wir gemeinsam unterwegs sind.» Hirijet sei ihm mit dem E-Rolli bereits mehrmals über die Füsse gefahren, «und wenn ich auf engstem Raum dieses Riesenmöbel rangiere, fahre ich mir auch regelmässig selbst darüber», sagt Tito grinsend.

In ihre Wohnung im Hochparterre kommt Hirijet direkt über einen Lift – baulich vermeintlich eine Kleinigkeit, aber für ihre eigenständige Fortbewegung im Rollstuhl «ein wahrer Luxus», sagt Tito und ergänzt fast gedankenverloren: «Heute geht es uns gut, wirklich gut.» Beide haben längere Obdachlosigkeit erlebt, wenige Tage einst sogar gemeinsam auf der Strasse gelebt, aber das liege lange zurück, «in einem anderen Leben», sagt Tito. Heute ist er neben seiner Arbeit als Stadtführer noch für den Sport beim Rollstuhlclub beider Basel zuständig.

Eine Haltestelle früher oder später

Am Barfüsserplatz drückt Tito auf den Halteknopf. Als die Türe aufgeht, zeigt er nach draussen: «Das ist jetzt so eine Haltestelle, wo es die Rampe braucht.» An der Schiffllände, wo selbst die Rampe nichts bringt, zeigt er kurz darauf den grossen Höhenunterschied zwischen Strassenniveau und Trambodenhöhe. «Selbst wenn wir hier aussteigen wollten, müssten wir eine Haltestelle früher oder eine später nehmen.» Bei Sonnenschein mache das keinen grossen Unterschied. Im Winter sehe das anders aus. «Sobald Schnee oder Eis liegt, können wir mit dem Elektrorollstuhl gar nicht mehr raus. Und mit dem Handrollstuhl wird es für die Begleitperson zu anstrengend und schnell gefährlich.» Heute Ausstieg an der nächsten Haltestelle, Rheingasse, dieses Mal ebenerdig.

Auf dem Weg in Richtung Rhein macht Tito immer wieder auf Dinge aufmerksam, die vielen Menschen vermutlich nie auffallen würden: abgesenkte Trottoirkanten, unebene Bodenbeläge, Kopfsteinpflaster. «Diese abgesenkten Ecken bei den Trottoirs sind für Kinderwagen oder Velos praktisch, für Rollstuhlfahrende sind sie essenziell. Mit einem Handrollstuhl kommst du ohne abgesenkte Kanten gar nicht von der Strasse auf den Gehsteig.» Ob ein Hindernis machbar ist oder nicht, erkennt Tito mittlerweile schnell. Sein Blick wandert zu den kleinen Vorderrädern des Rollstuhls. «Höher als der halbe Reifen darf es nicht sein. Dann ist es unmöglich.»

Am Rheinufer kommt Tito auf die Vielzahl von Behinderten-transport-Unternehmen zu sprechen, die in Basel agieren. Hirijet besucht während der Woche eine Tagesstruktur und ist dafür auf private Fahrdienste angewiesen. «Bei diesen Transportdiensten gibt es alles – von der Vollkatastrophe bis zum absoluten Genuss», sagt Tito. Wenn draussen Minusgrade herrschen, könne man nicht erwarten, dass eine Person im Rollstuhl bereits auf

der Strasse warte. «Dann klingelt man halt kurz oder ruft an.» Tito betont, das sei nicht wie bei normalen Taxifahrten. Wenn jemand nicht zur vereinbarten Zeit am vereinbarten Ort ist, die Türe nicht öffnet und nicht ans Telefon geht, könnte auch etwas passiert sein – ein Sturz oder ein anderer Unfall. Trotzdem sei es schon vorgekommen, dass ein Anbieter einfach wieder weggefahren sei mit der Bemerkung, es sei niemand da gewesen. Einmal habe man Hirijet im E-Rolli einfach vor der Haustür abgestellt, ohne eine Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen.

Die Unterschiede zwischen den Unternehmen seien enorm, sagt Tito. Er hat auch schon erlebt, dass die Mitarbeitenden eines Transportdienstes Hirijet nicht mit dem Dreipunktegurt anschnallten und den Rollstuhl entweder gar nicht oder nicht korrekt sicherten. «Einen Rollstuhl kann man doch nicht einfach hinten reinstellen und losfahren. Das ist verantwortungslos»,

sagt Tito. «Ein völlig anderes Niveau» bietet seines Erachtens Mobimed. Die Mitarbeiter*innen des privaten Unternehmens, das auch Kranken- und Liegend- bzw. Spitaltransporte anbietet, würden intensiv geschult, seien umsichtig und kommunizierten zuverlässig. «Wenn sie nur schon denken, dass sie sich verspäten könnten, rufen sie an. So gehört sich das.» Und sie würden die Menschen nicht einfach vor der Tür stehen lassen, sondern in der Wohnung abholen und bis ins Gebäude hinein begleiten. «Jemand wie Hirijet, die auch kognitive Einschränkungen hat, ist darauf angewiesen, dass jemand mitdenkt.» Für Tito muss das der Mindeststandard sein, und es braucht strengere Kontrollen und eine regelmässige Überprüfung, damit die Wahl des privaten Transportunternehmens nicht «einem Glücksspiel gleicht».

Die Türe blockieren

Ganz unterschiedliche Erfahrungen machten die beiden auch mit den SBB. Tito erzählt von zwei Reisen – eine davon «supertoll», die andere eine «Vollkatastrophe». Die schöne Geschichte handelt von ihren ersten gemeinsamen Ferien. Damals fuhren sie spontan nach Locarno: «Wir haben am Schalter in Basel nach rollstuhlgängigen Verbindungen gefragt – und alles ging glatt.» Eigentlich müsse man die Bahnhofhilfe mindestens eine Stunde vor der definitiven Reise anmelden. Für die beiden sei das damals aber kaum denkbar gewesen. «Wir haben früher alles spontan gemacht, wir zwei Chaoten – und wir sind gerne selbständig.» Im Hotel, das speziell auf Betagte und Menschen im Rollstuhl ausgelegt war, hätten sie sich erkundigt, ob ein Ausflug ins italienische Luino auf den Markt möglich sei. Die Mitarbeiterin habe gesagt, kein Problem, und tatsächlich habe alles funktioniert. «Im Tessin und an der italienischen Grenze ist mittlerweile vieles rollstuhlgängig», sagt Tito. «Dort verbringen so viele ältere Menschen Ferien oder ihren Ruhestand, dass die Infrastruktur zunehmend an deren Bedürfnisse angepasst wurde – das merkt man.»

Und dann erzählt er von der Reise nach Bern. Schon die Vorbereitung sei chaotisch gewesen, und nicht ihretwegen. Am Schalter liess er sich drei rollstuhlgängige Verbindungen angeben –

«Bei den Transportdiensten gibt es alles – von der Vollkatastrophe bis zum Genuss.»

TITO RIES



Gegenseitige Rücksicht ist im Alltag von Hirijet und Tito essentiell. Zur Sicherheit darf Tito sie auch mal kurz fixieren. Ihnen ist bewusst, dass dies für Aussenstehende seltsam wirken kann.





Ans Kleinbasler Rheinufer kommen Hirijet und Tito zwar mit etwas Aufwand, auf die kleinen Fähren jedoch nicht. Dafür loben sie die Basler Verkehrsbetriebe.



Gleichstellung?

In Reaktion auf die Inklusions-Initiative, die im September 2024 zustande kam, hat der Bundesrat das geltende Behindertengleichstellungsgesetz von 2004 dem Parlament zur Teilrevision überwiesen. Zudem arbeitet die Regierung derzeit an einem Gegenvorschlag, der angeblich über die Forderungen der Inklusions-Initiative hinausgehen soll. **Bisher hapert es jedoch bereits bei der Umsetzung des geltenden Gesetzes:** Demnach hätte beispielsweise der öffentliche Verkehr in der Schweiz bis Ende 2023 vollständig barrierefrei sein sollen (siehe auch Seiten 5 und 7). Dieses Ziel wurde verfehlt. Deshalb sind weiterhin Übergangslösungen wie Hilfe durch Personal oder alternative Transportangebote nötig. Derzeit sind rund 60 Prozent der Bahnhöfe in der Schweiz vollständig barrierefrei. Bis 2028 soll der Anteil laut SBB auf etwa 70 Prozent steigen.

doch in keinen der drei Züge konnten sie einsteigen. «Das waren alles alte, hohe Züge.» Als Tito an den Schalter zurückkehrte, wurde ihm erklärt, dass Züge manchmal eben ersetzt würden. «Aber doch nicht drei hintereinander?» Daraufhin habe ihm die Mitarbeiterin vermittelt, dass sie ihm nicht glaubte. Tito war verärgert, denn er hatte ihr den zuvor erhaltenen Ausdruck der SBB bereits vorgelegt.

Erst nach vier Stunden kam ein passender Zug. Beim Einsteigen dachten sie zunächst, nun sei alles in Butter, doch dann sagte die Kontrolleurin: «In Bern werden Sie dann aber ein Problem beim Aussteigen haben.» Der Perron sei dort zu weit vom Zug entfernt, die Lücke zwischen Zug und Bahnsteigkante könne nicht ohne Hilfsmittel überbrückt werden. Und die Rampe befinde sich in der ersten Klasse. Dort hätte man einsteigen müssen, jetzt sei es zu spät. Tito wird beim Erzählen wieder hörbar wütend. «Da platzte mir der Kragen.» Die Rampe dürfe nicht aus der ersten Klasse bewegt werden, habe die Kontrolleurin erklärt, und sie werde sie auch nicht holen. Als Tito anbot, dies selbst zu machen, wollte sie es nicht zulassen. «Entweder holen Sie jetzt diese Rampe oder dieser Zug bleibt in Bern stehen, bis meine Freundin draussen ist», will Tito ihr gesagt haben – und blockierte schliesslich tatsächlich die Tür. Ein anderer Zugbegleiter habe dann die Rampe geholt. Nach Bern mussten die beiden übrigens beruflich für Surprise. Zum Glück seien sie ohnehin zwei Tage früher angereist, um noch etwas Zeit in der Stadt zu verbringen. «Aber man kann ja nicht erwarten, dass alle Menschen mit Behinderung so viel Reservezeit einplanen», so Tito.

Nach Auskunft von SBB-Mediensprecher Reto Schärli sind mobile Rampen nur bei Zügen des Typs IC2000 nötig. In anderen Niederflurzügen werden sie nicht benötigt. Die Rampe befinde sich aus Platzgründen im Unterdeck des Erstklasswagens mit Rollstuhlplätzen, WC und Gepäckabteil. Müssen Rampen in anderen Wagen eingesetzt werden, kann dies fünf bis zehn Minuten dauern. Zum konkreten Vorfall äussert sich die SBB zurückhaltend. «Wie dies beim Vorfall vor fünf Jahren genau abgelaufen ist, lässt sich nicht mehr sagen», so Schärli. «Wenn die Reisenden dieses Erlebnis in schlechter Erinnerung haben, bedauern wir dies.» Zugleich betont er, das Zugpersonal sei täglich mit grossem Engagement im Einsatz, um Reisende mit Einschränkungen zu unterstützen. Dass drei Züge hintereinander trotz anderslautender Zusicherung nicht barrierefrei gewesen seien, hält Schärli für «sehr unwahrscheinlich», könne es rückblickend aber auch nicht ausschliessen. Theoretisch könne es vorkommen, dass eine geplante Verbindung nicht funktioniere. An grösseren Bahnhöfen könne jedoch bei rechtzeitiger Anmeldung Unterstützung organisiert werden, zudem seien heute nur noch wenige Züge nicht barrierefrei.

Am Rhein zeigt Tito auf die Wege hinunter zum Wasser. Die meisten seien mit dem Rollstuhl kaum benutzbar: Treppen, steile Passagen, unebene Steine. Ausserdem sitzen gerade bei schönem Wetter überall Menschen, was er ihnen nicht verübelt. Hirijet

zeigt lachend auf eine der Rheinfähren und fragt: «Wann gehen wir aufs Boot?» Die Frage ist ironisch gemeint. «Die Fähre funktioniert für uns gar nicht», erklärt Tito. Ganz ausgeschlossen sind Reisen auf dem Wasser aber nicht. Vor wenigen Jahren machten die beiden eine Hochseekreuzfahrt, organisiert von einem Reiseunternehmen für Menschen im Rollstuhl.

Eine Frage des Willens und des Geldes

«Ich habe Runa Reisen auf Facebook entdeckt», erzählt Tito. «Du wirst behandelt wie ein König.» Am Flughafen müsse man nirgends warten, überall gebe es Unterstützung und Vorrang, selbst mit einem Koffer voller teils meldepflichtiger Medikamente. Mit demselben Anbieter seien sie auch mal nach Teneriffa geflogen. «Teneriffa ist für Rollstuhlfahrende echt der Hammer», sagt Tito. «Checkt man in ein geeignetes Hotel ein, ist die gesamte Umgebung absolut flach, ohne Erhöhung, Kante oder Hindernisse.»

Zudem sei ein Behinderten-Taxi selbst bei spontaner Bestellung innert fünf Minuten vor Ort. «Wer sein Taxi entsprechend umbaut, also mit Hebebühne oder Rampe ergänzt, wird subventioniert und erhält einen Steuervorteil», so sei es ihnen berichtet worden, sagt Tito. «Kein Wunder, ist Teneriffa heute eines der beliebtesten Reiseziele für Menschen, die mit Rollator oder Rollstuhl unterwegs sind.»

Zurück am Rheinufer geht es ein steiles Strässchen mit Kopfsteinpflaster hoch und wieder zum Tram, dann zurück zum Bahnhof. Die Basler Verkehrsbetriebe und insbesondere deren Bus- und Tramfahrer*innen lobt Tito während der Rückfahrt ausdrücklich. Auch wenn es heute immer noch viele Tramstationen gibt, bei denen nicht ohne Hilfe ein- und ausgestiegen werden kann, täten die Mitarbeiter*innen wirklich alles, um es den Rollstuhlfahrer*innen so angenehm wie möglich zu machen. «Ein grosses Kompliment für diese Dienstleistung an alle!» Basel habe aber auch die finanziellen Möglichkeiten, Strassen und Bauten laufend anzupassen. «Das ist nicht nur eine Frage des Willens, sondern auch des Geldes», so Tito.

Wenn er sich dennoch Änderungen wünschen könnte, die Hirijets und seinen Alltag weiter erleichtern würden, dann wäre das die konsequente, schweizweite Umsetzung von Barrierefreiheit im öffentlichen Verkehr – so wie von der Verfassung eigentlich vorgeschrieben (siehe Box). «Wenn alle Züge barrierefrei wären und alle Haltestellen ebenerdig, würde uns das erlauben, auch ohne Hilfe zu reisen und spontaner zu sein. Das wäre schon nicht schlecht.» An der Hilfe von Passant*innen, betont Tito, mangle es übrigens nicht. Die meisten seien hilfsbereit und aufmerksam. Manchmal würden fremde Menschen fast etwas zu sehr helfen wollen, fassten den Handrollstuhl an ungeeigneten Orten an. «Da muss ich dann laut «Achtung!» rufen.» Danach erkläre er aber immer sofort, weshalb. «Nicht, dass die Leute noch denken, wir seien undankbar.» Dann grinst Tito, legt seine Hand auf Hirijets Schulter und sagt: «Manchmal sage ich auch einfach: Das ist sehr lieb, merci fürs Angebot – aber wir machen das schon seit elf Jahren und sind ein eingespieltes Team.»

«Wenn die Reisenden dieses Erlebnis in schlechter Erinnerung haben, bedauern wir dies.»

RETO SCHÄRLI, SBB

Im Abseits

Sport Schweizer Klubs werben gerne mit Diversität.
Doch für sehbehinderte und gehörlose Fans
bleibt ein Matchbesuch oft eine Herausforderung.

TEXT **SIMON SCHEIDEGGER**
ILLUSTRATIONEN **KLUB GALOPP**





Wenn man in den VIP-Bereich eines Anlasses eingeladen wird, verspricht das in der Regel einen Abend, an dem man es sich gut gehen lässt. Cüpli hier, Snacks à discrétion da. Auch Anja Reichenbach freut sich, als sie für eine Sportveranstaltung Tickets geschenkt bekommt. Die Bernerin ist sonst eher auf Kulturveranstaltungen anzutreffen, doch den Abstecher in den Sport sieht sie als schöne Abwechslung – umso mehr, als sie nicht als gewöhnliche Zuschauerin ins Stadion gehen kann, sondern dorthin, wo sich die sogenannten VIPs treffen und austauschen. Hätte sie jedoch gewusst, wie dieser Abend verlaufen würde, wäre Reichenbach lieber zuhause geblieben.

Anja Reichenbach ist sehbehindert, Führhund Demon ist immer an ihrer Seite. Doch als sie ihr Kommen sogar im Voraus anmeldet, wird ihr mitgeteilt, der Hund könne dann nicht mitkommen. Gemäss Stadionordnung und Sicherheitskonzept seien Hunde verboten. Reichenbach wehrt sich – in der Stadionordnung steht davon nichts –, doch Demon darf nicht mit. Sie muss sich stattdessen auf die Unterstützung einer Begleitperson verlassen. Keine grosse Sache, mögen manche vielleicht denken. Doch für Reichenbach ist das ein Eingriff in ihre Privatsphäre und Selbstbestimmung. «Viele verstehen nicht, dass der Hund eine Hilfe ist und es niemandem zusteht, darüber zu bestimmen, welche Art von Unterstützung ich brauche und annehmen will.»

Schlupflöcher im Schweizer Gesetz

Als Reichenbach im Stadion ist, versucht sie das Ganze trotzdem zu geniessen. Denn eben, Alltag ist so eine Sportveranstaltung für sie keineswegs. Doch es ist nicht einfach. Denn entweder muss sie sich fragen lassen, was sie denn überhaupt von so einem Anlass habe, wenn sie nichts sehe. Oder ihr wird lobend auf die Schultern geklopft und gesagt, wie toll es sei, dass auch sie da sei. Nach dem Spiel hört sie über die Stadionlautsprecher einen Slogan über Diversität und dass alle willkommen seien und der Klub eine grosse Familie. «Regenbogen-Style», nennt es Reichenbach. «Sie müssen es nicht schön finden, dass ich da bin. Sondern einfach die Grundlage schaffen, dass ich mit einer Sehbehinderung selbstverständlich eine Veranstaltung besuchen und mich frei bewegen kann.»

Dass Veranstalter so fundamentale Rechte wie Reichenbachs Begleitung durch einen Führhund ignorieren können, liegt an Schlupflöchern im Schweizer Gesetz. Auf dem Papier scheint die Sache klar: Eine Sportveranstaltung wie ein Fussball- oder Eishockeyspiel, für das man Tickets kaufen kann, gilt juristisch als öffentlich angebotene Dienstleistung. Das Behindertengleichstellungsgesetz (BehiG) hält in Artikel 6 fest, dass private Anbieter*innen solcher Dienstleistungen, Menschen nicht aufgrund ihrer Behinderung diskriminieren dürfen. Wird eine sehbehinderte Frau mit ihrem gesetzlich anerkannten Führhund abgewiesen, ist der Tatbestand der Diskriminierung erfüllt.

Doch das Gesetz entpuppt sich in der Praxis als zahnlos. Der Grund dafür steckt in Artikel 8. Während der Staat bei Diskriminierungen gerichtlich dazu gezwungen werden kann, Barrieren abzubauen, gilt dies für private



Dienstleister nicht, und darunter fallen auch professionelle Sportklubs oder Stadionbetreibergesellschaften. Es fehlt der sogenannte Beseitigungsanspruch. Zieht Anja Reichenbach wegen des Vorfalls vor Gericht und bekommt recht, können die Richter*innen den Klub dennoch nicht dazu verpflichten, sie und ihren Hund beim nächsten Spiel ins Stadion zu lassen. Das Gesetz sieht als Höchststrafe eine finanzielle Entschädigung von maximal 5000 Franken vor. Für professionelle Sportunternehmen mit Millionenbudgets ist das eine Summe aus der Portokasse. Sie können sich von der Pflicht zur Inklusion freikaufen, anstatt ihr Personal zu schulen und ihre Einlassprozesse sowie die Stadionordnung anzupassen.

Diese juristische Sackgasse hat Folgen für den Alltag von Menschen mit Behinderungen. Ein barrierefreier Stadionbesuch verkommt vom einklagbaren Menschenrecht zu einem Goodwill-Akt der Vereine. Betroffene werden in die Rolle von Bittstellenden gedrängt. Es ist ein energie-raubender Kampf um Selbstverständlichkeiten, der oft dazu führt, dass Menschen wie Reichenbach gut abwägen müssen, ob sie überhaupt die Kraft für einen Stadionbesuch aufbringen wollen. «Was bringt mir ein Stadionbesuch überhaupt, wenn ich gar nicht willkommen bin?», fragt Reichenbach rhetorisch. Gleichzeitig weiss sie: Wenn sie sich nicht an Veranstaltungen wagt, fehlt die notwendige Sichtbarkeit, damit sich überhaupt einmal etwas ändern könnte.

Es ist ein Zwiespalt, den viele Menschen mit unterschiedlichsten Behinderungen kennen: Einerseits etwas am Status quo ändern wollen, sich andererseits immer wieder denselben ermüdenden Diskussionen und Kämpfen aussetzen, das raubt Energie. Reichenbach sagt: «Veranstaltende wollen Menschen mit Behinderung dabei haben, wenn es gut ist fürs Image. Aber Verantwortung übernehmen, Zugänge schaffen und die Konsequenzen dafür tragen, wenn Menschen mit Behinderung wirklich Teil vom Ganzen sind – das wollen die wenigsten.» Im Fachjargon spricht man von «disability washing».

Diesbezüglich ein Hoffnungsschimmer ist das Völkerrecht. Reichenbach betont, dass neben dem nationalen BehiG zunehmend auch die UNO-Behindertenrechtskonvention juristisch relevant wird. Die Schweiz hat sie 2014 ratifiziert – und die Konvention liefert genau die

Werkzeuge, die im Schweizer Gesetz fehlen. So verlangt Artikel 9 («Zugänglichkeit»), dass auch private Einrichtungen, die der Öffentlichkeit offenstehen, alle Aspekte der Barrierefreiheit berücksichtigen. Artikel 30 («Teilhabe an Erholung, Freizeit und Sport») verankert zudem das Recht von Menschen mit Behinderungen auf den gleichberechtigten Zugang zu Sportstätten. Reichenbach hofft, dass die Schweizer Gerichte das lückenhafte nationale Gesetz künftig im Licht dieser starken internationalen Verpflichtungen auslegen und so zu einer neuen Rechtsprechung gelangen. Wenn das passiert, könnte der juristische Freikauf ein Ende haben und aus dem Goodwill der Klubs endlich eine Pflicht werden.

Im Winter verfolgt Reichenbach gerne Skirennen auf ORF. Der audiodeskriptive Kommentar des österreichischen TV-Senders ermöglicht es ihr, bildhaft zu verfolgen, wie Lara Gut-Behrami und Camille Rast über die Piste flitzen, auch wenn sie nicht sieht. In der Schweiz existiert ein solches Angebot kaum. Blind Power, ein 2006 in Bern gegründeter Verein, bietet in Zusammenarbeit mit der Schweizer Fussballliga (SFL) auf mehrheitlich freiwilliger Basis Audiodeskriptionen von bis zu vier Partien pro Runde in der Super League an. Vereinzelt begleitet Blind Power auch Spiele der Schweizer Fussball-Nationalteams der Männer und der Frauen im zweiten Tonkanal auf SRF audiodeskriptiv.

Ansonsten müssen Zuschauer*innen wie Reichenbach selber versuchen, sich mit Unterstützung von Begleitpersonen aus den Geräuschen und dem Stimmenwirrwarr ein Bild zusammenzubasteln. Auch bei ihrem Stadionbesuch wurde keine audiodeskriptive Begleitung angeboten, und wohl kaum jemand im Stadion hätte überhaupt gewusst, was das ist – nämlich der genau beschreibende Kommentar dessen, was auf einem Spielfeld passiert, der dann über Kopfhörer verfolgt werden kann. Die irische Firma Field of Vision entwickelte ergänzend ein kleines Gerät, auf dem die Bewegungen auf dem Feld KI-generiert mit den Händen nachempfunden werden können. So wieso würde Reichenbach sich wünschen, dass die Sascha Ruefers und Calvin Stettlers hinter den Kommentatoren-Mikrofonen mehr beschreibend kommentieren würden. Denn dann würde es gar keinen separaten Kanal für Audiodeskription mehr brauchen.

«Zugänge schaffen und die Konsequenzen dafür tragen, wollen die wenigsten Veranstalter:innen.»

ANJA REICHENBACH

Ein solches Mitdenken ist im Schweizer Sport jedoch die Ausnahme. Dass Inklusion oft am fehlenden Willen, mangelnden Bewusstsein und nicht zuletzt am Geld scheitert, weiss der Autor aus eigener Erfahrung. Seit über 25 Jahren verfolgt er als Rollstuhlfahrer das Geschehen in den Sportstadien. Es hat sich zwar einiges verbessert – aber meist nur das, was man sieht: die Stadien sind baulich zugänglicher geworden. Doch echte Teilhabe scheitert oft nicht an einer fehlenden Rampe, sondern an mangelnder Kommunikation, Vorurteilen und Berührungängsten. Die physischen Hürden sind kleiner geworden, die informativen und zwischenmenschlichen sind geblieben.

Handy-Notizen und Gesten der Freund*innen

Genau hier stossen Menschen mit Sinnesbehinderungen auf grossen Widerstand. Das verbindet Anja Reichenbachs Geschichte mit jener von Paul Harrison. Der gebürtige Engländer kämpft nicht um die Mitnahme eines Führlhundes, sondern um sein Recht auf Information. Der gehörlose Fussballfan steht regelmässig bei den Heimspielen von Servette im Stade de Genève in der Nordkurve, mitten im harten Kern der Fans. «Es klingt klischeehaft, aber ich höre mit meinen Augen», sagt er. Er saugt die Atmosphäre auf, spürt die Vibrationen der Trommeln, beobachtet die Dynamik in der Kurve. Doch sobald das Spiel unterbrochen wird, der Video Assistant Referee (VAR) eingreift oder der Stadionsprecher eine Durchsage macht, ist Harrison isoliert. Auf den grossen Stadionbildschirmen gibt es weder Untertitel noch Gebärdensprachdolmetscher*innen. «Es gibt für mich keine Möglichkeit, spontane Informationen mitzubekommen», sagt er. Er ist auf die Handy-Notizen oder die Gesten seiner hörenden Freund*innen angewiesen.

Was bei Auswechslungen auf dem Feld nur ärgerlich ist, kann in Notfällen gefährlich werden. Akustische Alarmer bei einer Evakuierung? Für Harrison unhörbar. Wie beängstigend dieser Informationsmangel sein kann, erlebte er im Februar 2023 bei einem Auswärtsspiel in St. Gallen. Nach der Ankunft am Bahnhof konfrontierte die Polizei seine Fangruppe. Es herrschte Chaos, Anweisungen wurden gebrüllt. Harrison verstand kein Wort. «Es war erschreckend, nicht zu wissen, was los war», sagt er. Zwar erklärte er den Polizist*innen, dass er gehörlos sei. «Sie wurden geduldiger, gaben mir aber trotzdem nicht die Informationen, die ich gebraucht hätte. Es gab eine doppelte Barriere: meine Gehörlosigkeit und die Tatsache, dass ich nicht fliessend Deutsch spreche.»

Dabei beginnen die Kommunikationshürden oft schon lange vor dem Anpfiff. Dank seiner Dauerkarte fallen für Harrison bei Heimspielen in Genf zwar die Hindernisse am Schalter weg. Doch sobald er sein Team auswärts unterstützen will, wird es kompliziert. «Die Hürden am Spieltag selbst empfinde ich als geringer; schwieriger ist alles drumherum: Auswärtstickets kaufen, den Klub kontaktieren oder Infos erhalten», sagt Harrison. Oft scheitert es an Kleinigkeiten – etwa an fehlenden visuellen Speisekarten an den Stadionkiosken, auf die man bei der Bestellung einfach zeigen könnte, anstatt alles ins Handy tippen zu müssen.

Harrison blickt desillusioniert nach England. In der dortigen Premier League, etwa bei Arsenal, ist Inklusion längst ein Service-Standard. Gebärdensprachdolmetscher*innen begleiten das gesamte Programm und die Halbzeitinterviews auf den Stadion-Screens, es gibt «Disability Liaison Officers» – Fanbeauftragte speziell für Menschen mit Behinderungen. Auch die direkte Kommunikation ist barrierefrei: Arsenal bietet einen Video-Relay-Dienst für Telefonanrufe an, mit dem gehörlose Fans den Klub mittels Dolmetschperson kontaktieren können. Und in sogenannten «Sensory Rooms» können sich Fans vor Reizüberflutung zurückziehen.

In der Schweiz hingegen bleibt ein solches Engagement ein unerfüllter Wunsch. «Fussball ist eigentlich mein «Safe Space», aber es ist ermüdend, ständig für seine Rechte eintreten zu müssen, nur um ein Spiel zu genießen», sagt Harrison. Sein Fazit: «Ich fühle mich im Schweizer Fussball derzeit nicht als gleichberechtigter zahlender Kunde.» An die Schweizer Liga und die Entscheidungsträger hat er deshalb eine klare Forderung. Anstatt auf eigene Faust Konzepte zu entwerfen, müssten sie aktiver auf betroffene Fans zugehen: «Kartiert und prüft die aktuellen Zustände und tretet dann in Dialog mit uns. Es ist sinnlos, Pläne zu machen, ohne uns zu fragen, was wir brauchen.» Konfrontiert man die grossen Schweizer Profiligen mit diesen Mängeln, zeigt sich das Muster, das Betroffene kritisieren: Es scheitert am

Bewusstsein, am Willen und an den Finanzen. Die National League im Eishockey liess einen detaillierten Fragenkatalog von Surprise zu ihren Inklusions-Standards unbeantwortet. Zunächst hiess es, man sei wegen des Playoff-Finals stark absorbiert. Doch auch eine mehrwöchige Nachfrist nach dem Saisonabschluss liess die Liga ungenutzt verstreichen. Die Swiss Football League wiederum ignorierte in ihrer Stellungnahme die Fragen zu gehörlosen Fans und abgewiesenen Blindenführhunden gänzlich.

Ein angepasstes «Schweizer Modell»?

Und wenn es konkret wird, ist der erste Stolperstein das Budget. Ein Beispiel dafür ist AccessibAll, die Partnerorganisation für Inklusion des europäischen Fussballverbandes Uefa. Diese bietet mit «Access Champions» ein Zertifizierungsprogramm für Klubs und ihre Stadien, Vereine wie Atlético Madrid, Sparta Prag, AEK Athen oder Toulouse nutzen es. Das Evaluierungsprogramm deckt sechs Bereiche ab, die einen ganzheitlichen Stadionbesuch ausmachen, etwa die bauliche und die digitale Barrierefreiheit, den Fan-Einbezug, Services am Spieltag sowie die Sensibilisierung auf Managementebene. Gemäss Olivier Jarosz, CEO von AccessibAll, kostet das umfangreichste Zertifizierungspaket etwa 14 900 Franken, für einen Zeitraum von drei Jahren. Und es gibt auch günstigere Lösungen. Für Fussballunternehmen mit Millionenbudgets wären das überschaubare Beträge. Dennoch lehnte die SFL das ursprüngliche Angebot ab; offenbar lag es «deutlich ausserhalb unserer Möglichkeiten».

Immerhin: Die Tür scheint nicht ganz zu. Jarosz betont auf Nachfrage, die SFL habe das Angebot nicht nur aus Kostengründen vom Tisch gewischt. Die Liga habe durchaus Interesse gezeigt, insbesondere an Lösungen für Herausforderungen bei nicht-sichtbaren Behinderungen. Aktuell prüfe man ein angepasstes «Schweizer Modell», möglicherweise in Zusammenarbeit mit einer hiesigen Universität, um die Arbeit an den lokalen Kontext und die vorhandenen Ressourcen anzupassen. Auch die SFL selbst gibt sich lösungsorientiert: «Uns ist wichtig zu betonen, dass wir das Thema nicht als abgeschlossen betrachten, sondern als kontinuierlichen Prozess. Viele Massnahmen entstehen aktuell und werden in den kommenden Jahren weiter konkretisiert und ausgebaut.»

Fans wie Paul Harrison und Anja Reichenbach sind es müde, für Selbstverständlichkeiten kämpfen zu müssen. «Ich will einfach mit meinem Hund in ein Stadion laufen können, wie in die Migros, in die Arztpraxis, in den Zug oder an meinen Arbeitsplatz», sagt Reichenbach. Anstatt sich in Diskussionen mit unwilligen Akteuren aufzureiben, hat sie eine andere Vision: «Ich würde mir einen Klub wünschen, der sagt: «Hey, wir wollen es einfach perfekt machen.» Ein Vorreiter-Klub, der Inklusion als Haltung versteht, der sie auf allen Ebenen umsetzt und zeigt, dass es möglich ist. Ein Leuchtturmprojekt, das die anderen Klubs unter Zugzwang setzt. Bis dieses Bewusstsein jedoch bei den Chefs des Schweizer Sports ankommt, bleibt der Stadionbesuch für viele ein Kampf, den sie vielleicht schon bei der Eingangskontrolle verlieren.

ANZEIGE





Wohnen, wie ich will

Selbstbestimmung In der Schweiz ist der Weg zu einer eigenen Wohnung für Menschen mit Behinderungen noch immer kompliziert und aufwendig. Zwei Frauen erzählen, was es dafür braucht.

TEXT **LOUISE ALBERTI** UND **SAMANTA SIEGFRIED*** FOTOS **DAVID FÜRST**

Bei Sandra Kropf in der Wohnung am Stadtrand von Bern riecht es bereits im Frühling nach Sommer. Durch die offene Balkontür ist Vogelgezwitscher zu hören. An den Wänden hängen bunte Bilder mit Spiralen und Mustern, die Sandra Kropf aus Fäden aus dem Vorrat ihrer Grossmutter gemacht hat. Erst bei genauerem Hinschauen unterscheidet sich diese Zweizimmerwohnung von anderen: Unter dem Herd, wo häufig der Backofen vorzufinden ist, ist ein Leerraum. Der Übergang zum Balkon ist bündig und hat keine Schwelle. Diese scheinbar kleinen Details sind entscheidend für den Alltag der 38-jährigen: Kropf nutzt einen Elektrorollstuhl, weil sie eine angeborene Muskelschwäche hat. Im August letzten Jahres ist sie hier eingezogen. «Ich hatte Glück», sagt sie. Eine schon etwas ältere Analyse von Comparis ergab, dass 2016 in sieben Schweizer Städten im Schnitt nur jede dreissigste Wohnung als rollstuhlgängig inseriert wurde.

Ein Leben in den eigenen vier Wänden liegt für viele Menschen mit Behinderungen noch immer in weiter Ferne. Obwohl in der UNO-Behindertenrechtskonvention (UNO-BRK, von der Schweiz 2014 ratifiziert) steht: Menschen mit Behinderungen sollen frei wählen können, wie und wo sie leben. Geht es nach der Inklusions-Initiative, soll dies künftig in der Schweizer Verfassung stehen. Zuvor wohnte Sandra Kropf zehn Jahre lang im Mooshuus Moosseedorf, einer Wohngruppe für zwölf Menschen mit Behinderungen. Das Mooshuus war ein fortschrittliches Projekt, bei dem die Selbstbestimmung der Bewohner*innen im Zentrum stand. Als es letztes Jahr verkauft wurde und neu für Menschen mit

kognitiven Behinderungen ausgerichtet wurde, war für Kropf, deren Behinderung körperlich ist, klar: «Der Zeitpunkt für eine eigene Wohnung war gekommen.» Ein Umzug in das benachbarte Wohnheim Rossfeld kam für sie nicht infrage. «In einem Heim ist dein Alltag von aussen vorgegeben – und wird kontrolliert. Ich wollte die Freiheiten, die ich im Mooshuus bekommen hatte, erhalten und ausweiten.» Sie sagt aber auch: «Eigentlich war mein Leben vorher bequemer.» Im Mooshuus konnte sie sich fürs Abendessen an- oder abmelden. Wenn sie etwas brauchte, klingelte sie, und eine Assistenzperson der Institution kam vorbei.

Mit dem Umzug in die eigene Wohnung änderte sich dies schlagartig. «Jetzt bin ich zwar die Chefin», sagt Sandra Kropf. Doch allein zu wohnen, bedeutet viel Aufwand: Mit dem Umzug ist Kropf Arbeitgeberin von gleich drei Assistenzpersonen geworden. Eine kommt am Montagabend und bleibt die ganze Nacht. Eine zweite kommt am Dienstag-, Mittwoch- und Donnerstagabend für je fünf Stunden. Und die dritte hat am Mittwoch-, Donnerstag und Freitagmorgen Dienst. Die Assistenzpersonen helfen ihr aus dem Bett, aufs WC, beim Duschen und bei der Pflege, beim Anziehen, beim Packen der Tasche oder bei der Zubereitung des Essens. So erledigt Kropf nun zahlreiche Personalführungs- und Buchhaltungsaufgaben: Bewerber*innen interviewen und anstellen, Verträge aufsetzen, Löhne und Sozialversicherungen berechnen, Jahresabschlüsse machen.

Mit der IV-Revision von 2012 wurde der Assistenzbeitrag eingeführt. Damit sollte Menschen mit Behinderungen ein selbstbestimmtes Leben ermöglicht werden. Doch die Umsetzung ist herausfordernd. «Für viele Menschen ist der administrative



Keine Schwellen, dafür Haltegriffe und genug Raum, dass auch das Zebra sich umdrehen könnte: das barrierefreie Badezimmer.

* von Reporter*innen ohne Barrieren, rob.ch



und organisatorische Aufwand, der das Assistenzmodell mit sich bringt, schlicht nicht zu bewältigen», sagt Susann Heimann von der Stiftung Pontas. Sie unterstützt Menschen mit Behinderungen dabei, sich in ihrer Rolle als Arbeitgeber*innen zurechtzufinden. Auch Sandra Kropf hat sich von Pontas beraten lassen. «Ich wusste gar nicht, wie das geht: jemanden anstellen», sagt Kropf. Sie wünscht sich deshalb verbindliche, bezahlte Kurse für alle, die Assistenzleistungen beziehen. Nach mehreren Einsprachen bei der IV hat Kropf im Monat 150 Stunden an Assistenzgeldern zugesprochen bekommen, das ist das Maximum. Davon werden die Hilfenentschädigung – eine Pauschale, um Aufwände für alltägliche

«Eigentlich war mein Leben vorher bequemer.»

SANDRA KROPF

Hilfe abzugelten – sowie die Stunden, in denen sie einer Erwerbsarbeit nachgeht, abgezogen; Kropf arbeitet 20 Prozent bei Special Olympics Switzerland. So bleiben ihr 111 Stunden, die sie für Unterstützung im Alltag beanspruchen kann.

Doch selbst das Maximum reiche nicht, um aktiv am Leben teilzunehmen und zum Beispiel auch mal in die Stadt zu gehen. Sandra Kropf verbringt jedes Wochenende bei ihren Eltern. Auch vom Mooshuus aus ging sie am Wochenende jeweils zu ihren Eltern, konnte aber auch mal im Mooshuus bleiben, wenn diese keine Zeit hatten. «Eigentlich wollte ich sie entlasten», sagt Kropf. Doch das Gegenteil sei der Fall: «Sie unterstützen mich auch bei Ausfällen oder mit den administrativen Arbeiten.» Eine Studie der Berner Fachhochschule zur Entwicklung des Wohnangebots für Menschen mit Behinderungen zeigte 2024: Die finanzierten Leistungen reichten meist nicht aus, um einen wirklich selbstbestimmten Alltag führen zu können. Der Zusatzaufwand wird in der Regel von Angehörigen übernommen – unbezahlt.

Der UNO-Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen sieht darin ein Problem. In seiner ersten Überprüfung zur Umsetzung der UNO-BRK forderte er

Die Inklusions-Initiative

Die Inklusions-Initiative fordert eine konsequente Umsetzung der UNO-Behindertenrechtskonvention (UNO-BRK) in der Schweiz. Den indirekten Gegenvorschlag des Bundesrates stufen die Initiant*innen bisher als ungenügend ein. Sie kritisieren vor allem **das Fehlen verbindlicher Rechtsansprüche**. Im April forderten über 4000 Unterzeichner*innen die Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Nationalrates (WBK-N) in einem offenen Brief dazu auf, nachzubessern. Nun sieht der Entwurf vor, **ein unabhängiges Monitoring der Umsetzung der UNO-BRK** einzurichten. Die nächsten Beratungen finden im August statt. Über Initiative und Gegenvorschlag wird laut den Initiant*innen zwischen 2026 und 2028 abgestimmt.

die Schweiz 2022 auf, die Unterbringung von Menschen mit Behinderungen in Institutionen rückzubauen und die Angebote für ein selbstbestimmtes Leben auszubauen. Ein selbstbestimmtes Leben, das ist auch das Kernanliegen der Inklusions-Initiative. Sie wurde im Jahr 2024 eingereicht und fordert, dass «die tatsächliche Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen und ohne Behinderungen in allen Lebensbereichen gesetzlich verankert wird» (siehe Box Seite 21). Dazu gehören die politische Teilhabe und der gleichberechtigte Zugang zu Arbeit, Bildung oder Kultur. Umfassende Assistenz, sagen die Initiant*innen, sei der Schlüssel zu echter Inklusion. Dass der Beitrag für die meisten Menschen heute nicht ausreicht, sei nur eines der Defizite. Weiter kritisieren sie, dass Familienangehörige nicht als Assistenzpersonen anerkannt werden oder dass die Hilfslosenentschädigung vom Beitrag abgezogen wird.

Der Assistenzbeitrag allein könne nicht alle Probleme lösen. Das stellt Monica Bischof fest, ehemalige Bereichsleiterin der Ambulanten Wohnbegleitung der Stiftung Mosaik in den beiden Basler Kantonen. «Der Assistenzbeitrag wurde für Menschen mit körperlicher Behinderung entwickelt. Für kognitiv behinderte Personen ist er oft nicht das richtige Modell, da viele nicht in der Lage sind, die Rolle als Arbeitgeber*in zu erfüllen.» Gemäss der Studie der Berner Fachhochschule leben denn auch überwiegend Menschen mit kognitiven Behinderungen in Institutionen (66 %). Bei einer körperlichen Behinderung sind es immerhin «nur» 44 Prozent. Geeigneter sei in diesen Fällen das Modell der ambulanten Wohnbegleitung, wie sie auch die Stiftung Mosaik anbietet. In Basel-Stadt und Basel-Land wird diese mit einer Kostengutsprache über die Behindertenhilfe und die Ergänzungsleistungen finanziert. Dabei leben die Menschen mit Unterstützungsbedarf in einer eigenen Wohnung, werden aber punktuell von Fachpersonen begleitet.

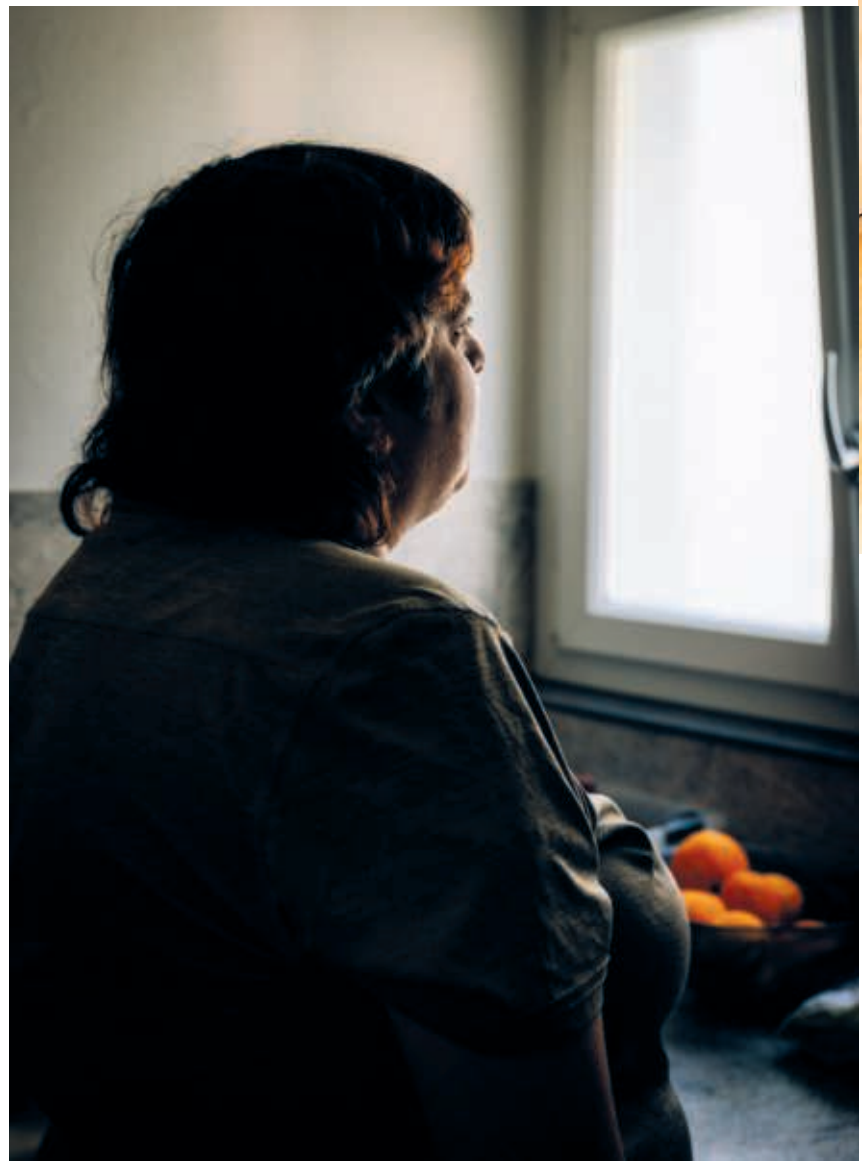
Zuhause begleitet

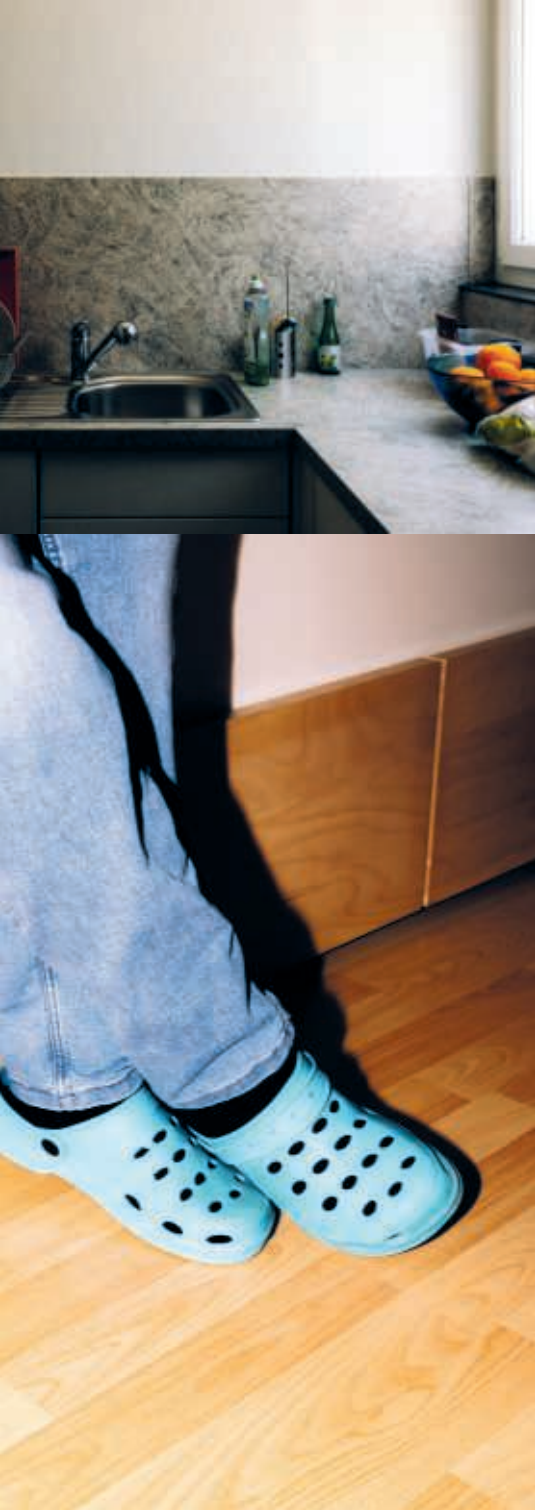
So wie Eveline. «Mein Ziel war, mit 30 alleine zu leben», erzählt sie im Wohnzimmer ihrer Dreizimmerwohnung im Erdgeschoss einer ruhigen Quartierstrasse in Liestal (BL). Seit 2017 lebt sie hier, in ihre erste eigene Wohnung ist sie 2015 gezogen – mit 30. Die 41-Jährige hat eine Lernbehinderung. Ihr Hirn arbeite anders als andere Gehirne, sagt sie. «Die Schule fiel

mir sehr schwer. Lesen, Schreiben, Plus- und Minus-Rechnen.» In der Vergangenheit habe sie oft Mobbing erfahren und hatte den Eindruck, nicht zu genügen. «Das Schlimmste ist: Sie reden über dich und meinen, du merkst es nicht», sagt Eveline. Weil die negativen Erfahrungen bleibende Ängste hinterlassen haben, möchte sie hier nur ihren Vornamen nennen. Aber sie berichtet auch von guten Momenten. «Die Kassiererin im Dorfladen hat mir beigebracht, wie man mit Münzen zählt.»

Evelines Lebensweg ist geprägt von einem System, das speziell für Menschen mit Behinderungen entwickelt wurde: Sonderschulen, geschützte Arbeitsplätze und, immer wieder, Wohngruppen. In der Schweiz leben rund 44 000 Menschen mit physischer oder kognitiver Behinderung in einer Institution. Markus Schefer, Mitglied des UNO-Ausschusses für die Rechte von Men-

Eveline ist mit 30 in ihre erste eigene Wohnung gezogen. Vorher hat sie lange in Wohngruppen gelebt.





schen mit Behinderungen und Professor an der Uni Basel, nennt es auch die Parallelwelt. Menschen mit Behinderungen begegnen Menschen ohne Behinderungen im Alltag nur selten: Weil sie von deren Alltag, egal ob in der Freizeit, beim Arbeiten oder beim Wohnen, grösstenteils ausgeschlossen sind.

Aus diesem Grund fordert die UNO-BRK einen grundsätzlichen Abbau von Institutionen. Jonas Gerber von Inclusion Handicap, dem Dachverband der Behindertenorganisationen in der Schweiz, spricht von einer Ressourcenverschiebung, die es dafür bräuchte: «Noch immer ist der Grossteil der Unterstützungsgelder an Heimplätze gebunden.» Das heisst: Die

«Sie reden über dich und meinen, du merkst es nicht.»

EVELINE

Kantone überweisen Pauschalen an Institutionen, während individuelle Unterstützung für ein Leben ausserhalb umständlich beantragt werden muss. Erst langsam erfolgt hier ein Paradigmenwechsel, weg von der sogenannten Objektfinanzierung – das Geld geht an die Heime – und hin zur Subjektfinanzierung, bei der das Geld an Personen mit Assistenzbedarf geht (siehe Box unten). Der Dachverband schlägt vor, dass Gelder, die bisher in Institutionen investiert wurden, vermehrt für den Aufbau individueller Unterstützungsangebote verwendet werden: in einen Assistenzbeitrag, der für alle ausreichend ist. Oder in Ange-

bote der ambulanten Wohnbegleitung, wie sie Eveline in Anspruch nimmt.

Jeden Freitagnachmittag wird sie von der Sozialpädagogin Fanny Le Béver von der Stiftung Mosaik besucht, die sie in «lebenspraktischen Fragen» berät, wie Le Béver sagt: wie man abstimmt, das Internet einrichtet, Mails beantwortet oder Müll recycelt. Vieles ist aber auch gar kein Thema: So steht in Evelines Wohnzimmer nicht viel mehr als ein Sofa, dafür sind in einer Ecke Säcke und Kisten gestapelt, in denen sie Sachen aufbewahrt. «Wir sagen nicht, was die richtige Ordnung oder Ernährung ist. Sondern fragen die Klient*innen, wie sie sich wohlfühlen, und unterstützen sie dabei», sagt Le Béver.

Die Stiftung Mosaik ist Pionierin, was Selbstbestimmung für Menschen mit Behinderungen angeht. Bereits 1990 hat Mosaik die Wohnschule in Basel gegründet: In einem Altbau mitten in der Stadt können Menschen mit kognitiver Behinderung während zwei Jahren lernen, allein zu leben – quasi als Vorbereitung auf die eigene Wohnung. Auch Eveline hat die Wohnschule besucht. «Dass wir jeden Tag einkaufen mussten, fand ich etwas übertrieben», sagt sie heute und lacht. Trotzdem fühlte sie sich nach den zwei Jahren fit für den Schritt in die eigene Wohnung.

Das Angebot der ambulanten Wohnbegleitung ist sozusagen die Fortsetzung. Der Besuch der Wohnschule allein reiche oft nicht aus, um ein dauerhaftes selbstbestimmtes Wohnen zu ermöglichen. Monica Bischof von der Stiftung Mosaik sagt: «Viele Klient*innen brauchen ein Leben lang Begleitung.» Für die genannte Studie der Berner Fachhochschule wurden Menschen befragt, die von einer Institution in eine eigene Wohnung gezogen sind. Aus den Antworten zu ihrer Erfahrung wurde deutlich, dass noch mehr Zwischenlösungen gewünscht sind – Projekte zum Üben wie die Wohnschule oder eben ambulant betreute Wohnformen. Als eine der Hauptschwierigkeiten wird genannt, überhaupt eine bezahlbare barrierefreie Wohnung zu finden, zumal das Budget der Betroffenen oft sehr knapp ist. Fast niemand möchte zurück in eine Institution; alleine zu wohnen wird von praktisch allen Befragten als die passende Wohnform angesehen.

Auch von Sandra Kropf und Eveline. Auch wenn es anstrengend sei, sagt Kropf: «Das Gefühl, selbst über meinen Alltag zu bestimmen, überwiegt.» Und Eveline: «Ich habe meine Entscheidung nie bereut.»

Entwicklungen in den Kantonen

Die beiden Basel haben bereits 2017 die Subjektfinanzierung im Gesetz verankert und damit die Selbstbestimmung der Betroffenen ins Zentrum gerückt. Geplant ist der Übergang zur Subjektfinanzierung im **Kanton Luzern**, in Umsetzung im **Kanton Aargau** und bereits erfolgt in den **Kantonen Bern, Zug und Zürich**. In letzterem wurde 2024 zudem das Selbstbestimmungsgesetz eingeführt. Es ermöglicht Menschen mit Behinderungen, ihre Assistent*innen (Leistungserbringer, Institutionen oder Privatpersonen) mit Gutscheinen zu bezahlen.

«Ich würde mich gar nicht anders denken wollen»

Theater Ein Gespräch mit Edwin Ramirez, Performance-Künstler*in in Zürich, über normierte Kunst, Behinderung als Ästhetik und darüber, was schweizerische Pünktlichkeit damit zu tun hat.

INTERVIEW **MARAH RIKLI**

Edwin Ramirez, Sie bewegen sich als non-binäre und Schwarze Person und als Rollstuhlfahrer*in durch den Kulturbetrieb. Wie erleben Sie diesen Raum heute?

Edwin Ramirez: Ich habe schon den Eindruck, dass der Raum langsam diverser wird. Es gibt mehr Künstler*innen mit Behinderungen, mehr queere Menschen, mehr unterschiedliche Körper und Identitäten, die sichtbar werden und Kunst machen. Und zwar nicht nur erklärend oder pädagogisch, sondern aus einer Selbstverständlichkeit heraus. Das finde ich schön und wichtig.

Müssen Sie sich also nicht mehr oft erklären?

Ich würde eher sagen: Ich habe keine Lust mehr, mich zu erklären. Es ist künstlerisch nicht spannend, und Menschen nehmen weniger aus den Erklärungen mit, als ich mir erhoffte. Ich bin seit elf Jahren auf der Bühne, die Fragen der Mehrheitsgesellschaft sind gleich geblieben. Es ist ermüdend, diese immer wieder zu beantworten.

Menschen mit Behinderungen oder Angehörige werden oft zu ihrer Perspektive ausgefragt, etwa wenn sie ein Lokal besuchen oder auf die Bühne eingeladen werden. Wie gehen Sie damit um?

Für uns Künstler*innen mit Behinderungen ist Beratung genauso Arbeit wie für nicht behinderte. Ich weiss einiges, aber ich weiss auch nicht alles. Menschen mit Behinderungen sind keine homogene Gruppe, die alle dasselbe brauchen und die gleiche Meinung haben. Ausserdem: Wenn ich auf eine Bühne eingeladen werde, gehe ich eigentlich davon aus, dass ich für den Auftritt vor Ort bin und nicht für kostenlose Sensibilisierungs- oder Aufklärungsarbeit. Wenn ich für diese Arbeit bezahlt werde, ist es etwas völlig anderes.



Edwin Ramirez, 36, hat mit Mitte zwanzig die Bühne für sich entdeckt. Und dort zu sich selbst und zum Aktivismus gefunden.

Es gibt also mehr Sichtbarkeit, jedoch verbunden mit zusätzlicher Arbeit?

Genau. Und mit Verantwortung. Oft erwartet man rein durch meine Anwesenheit, dass ich Lösungen habe für die Probleme im Haus, etwa in Bezug auf Behinderungen, auch wenn ich sie selbst nicht kenne. Kommt hinzu: Menschen mit Behinderungen wird oft zu verstehen gegeben, sie müssten jetzt dankbar sein. Dankbar dafür, auf dieser Bühne sein zu dürfen oder im Publikum sitzen zu können. Dabei ist es einfach Aufgabe von Institutionen, das Menschenrecht auf Zugänglichkeit zu gewährleisten. Oder sich selbst zu informieren etwa über Barrierefreiheit oder diskriminierungsfreie Sprache.

Wir hören dazu auch immer mehr den Begriff «Tokenismus»: ein rein symbolischer, oft oberflächlicher Umgang mit Minderheitenthemen, die man sich allerdings gerne auf die Fahne schreibt.

Ja, wenn ich die einzige Person of Color oder die einzige behinderte Person in einer Produktion bin und immer wieder

Sehr zufällig. Ich war ursprünglich im kaufmännischen Bereich und arbeitete in Grossfirmen, glücklich war ich dort nicht. Freund*innen besuchten regelmässig eine Mixed Show mit kleinen Performances, Musik, Comedy. Sie fanden mich im Privaten immer sehr lustig und meinten, ich solle dort mal Stand-up versuchen. Also wagte ich es und fand es toll. Danach habe ich mich sofort wieder angemeldet.

Und dann?

Ich habe mich immer mehr in die freie Theater- und Kulturszene verliebt. Gerade in Zürich gibt es viele Menschen, die sich freuen, wenn neue Leute dazukommen, und viele Menschen haben Lust auf neue Formate, auch auf Experimentelles.

Sind denn die Theaterhäuser so offen wie die Menschen auf deren Bühnen?

Manche ja, bei vielen anderen ist es noch immer ein Kampf. Wenn man heute in einem Theater genderneutrale Toiletten sieht, kann man fast sicher sein, dass irgendjemand dafür extrem hart gekämpft

In der Community ist dieses Konzept aber auch umstritten. Warum?

Menschen, die nicht von Geburt an, sondern aufgrund von Krankheit oder Unfall mit einer Behinderung leben, haben meiner Erfahrung nach oft stark das Gefühl, wieder «normal» werden zu müssen. Für mich ist Behinderung hingegen einfach ein Teil meines Körpers und meiner Identität. Ich würde mich gar nicht anders denken wollen.

Was bedeutet das für Kunst und Bühne?

Kunst kann ein Ort sein, der gleichzeitig Erwartungen oder Zuschreibungen aufbricht und Normen hinterfragt. Eben zum Beispiel hinterfragt, ob ein Leben mit Behinderungen «leidend» sein muss. Oder zeigt, wie Behinderungen Ästhetik haben oder einfach Eigenschaften sind. Auf der Bühne dürfen die diversesten Menschen Raum einnehmen, laut oder auch mal langsam sein und es geht oft auch um Emotionen. In der Kunst dürfen Dinge sichtbar werden, die im Alltag oft versteckt oder angepasst werden müssen.

Sie sind unter anderem Teil des crip-queeren Projektes «Criptonite».

Was bedeutet dieses Projekt für Sie?

«Criptonite» ist ein Ort, an dem wir die Norm umdrehen. Wir schreiben und konzipieren Stücke zuerst aus der Perspektive von Menschen mit Behinderungen. Wir fragen nicht: Wie machen wir etwas möglichst zugänglich für die anderen? Sondern: Wie wollen *wir* Kunst erleben? Wer keine Behinderung hat, ist eingeladen, mit uns zusammen zu sein. Nicht umgekehrt.

Was verändert diese Herangehensweise?

Alles. Zum Beispiel Zeit, den Raum, den Rhythmus von Sprache, Sprache überhaupt und die Ästhetik. Wir sprechen bei «Criptonite» zwar über Behinderungen, aber nicht aufklärend, sondern experimentell und spielerisch. Behinderung ist hier nicht Defizit oder ein Problem, sondern Kultur und Lebenswelt. Wir schaffen auch intime Momente und nicht zuletzt humorvolle.

Diese Herangehensweise nennt sich «Aesthetics of Access».

Oft denkt man bei Zugänglichkeit nur an Rampen oder Technik. Aber Zugänglichkeit kann auch eine ästhetische Entscheidung sein, und so machen wir es auch bei «Criptonite». Warum sollte man einen Rollstuhl-lift verstecken? Warum nicht sichtbar ma-

«Vielen wollen es nicht wahrhaben: Behinderung betrifft alle, spätestens durch Krankheit, Alter oder Unfall.»

selbst um Rücksichtnahme bitten oder auf Barrieren hinweisen muss, dann wird zwar Diversität nach aussen gezeigt, aber die Verantwortung dafür liegt weiterhin bei den betroffenen Personen. Es verändert sich dennoch viel, das ist mir wichtig zu sagen.

Inwiefern?

Als ich vor elf Jahren mit Stand-up-Comedy angefangen habe, ging ich noch viel stärker von einem cis-normativen und nicht behinderten Publikum aus. Ich dachte viel mehr, ich erzähle meine Erfahrungen, und dadurch öffnet sich vielleicht die Welt ein bisschen. Heute habe ich viel mehr Vertrauen darin, dass ich nicht immer alles erklären muss. Die Leute wissen mehr. Über die Jahre hat sich mein Vertrauen in mich selbst entwickelt und auch die Theater oder Kulturorte haben sich entwickelt.

Wie sind Sie eigentlich zur Bühne gekommen?

hat. Und danach merken dann plötzlich doch alle, wie das offene Angebot geschätzt und genutzt wird und dass viele Menschen profitieren.

Ist dieser Mechanismus in der Schweiz besonders ausgeprägt?

In der Schweiz wird schnell mit Kosten oder Verhältnismässigkeit argumentiert. Wenn sich also niemand dafür einsetzt, passiert meistens nichts.

Viele Menschen grenzen sich stark vom Thema Behinderungen ab oder sagen, sie seien überfordert.

Ich glaube, viele Menschen wünschen sich eine Art von einfacher Checkliste, eine Antwort darauf, wie man sich «richtig» verhält. Vielen ist nicht bewusst oder sie wollen es nicht wahrhaben: Behinderung betrifft alle, spätestens durch Krankheit, Alter oder einen Unfall. Deshalb sprechen wir in den Disability Studies von Menschen mit und noch keinen Behinderungen.



Edwin Ramirez fragt: Wie wollen wir Kunst erleben?

chen, dass Menschen unterschiedlich auf eine Bühne kommen? Vielleicht dauert es etwas länger. Vielleicht ist etwas nicht perfekt effizient, doch das gehört alles zum Raum und zum Stück.

Oft sind Menschen, die einen Rollstuhl fahren, schon auf der Bühne, wenn das Stück beginnt.

Das ist etwas, worüber selten gesprochen wird. Behinderungen bedeuten oft einen riesigen unsichtbaren Zeitaufwand. Für ein solches Setting muss ich zehn Minuten vorher bei der Bühne sein. Die nicht behinderten Künstler*innen hingegen haben dann noch Pause. Auch im Alltag muss ich oft früher los, weil ein Lift ausfallen könnte oder das barrierefreie Tram nicht immer fährt. Manche Menschen benötigen auch mehr Zeit, um physisch aus dem Bett zu kommen, müssen auf Assistenz oder die Spitex warten. Vielleicht muss ich an neuen Orten auch das barrierefreie WC suchen oder mich zwischen Proben hinlegen, weil mich viele Reize erschöpfen.

In der Schweiz ist Pünktlichkeit wichtig, Pausen hingegen sind verpönt. Ist das ein Grund, warum wir so selten über den Faktor Zeit sprechen?

Zeit ist in der Schweiz eng mit Produktivität verbunden und Produktivität wiederum mit Wert. Aber was würde passieren, wenn wir unsere Gesellschaft nicht nur nach Effizienz organisieren würden? Klar, das ist ein radikaler Ansatz, aber dann würden sich nicht nur Theater verändern, sondern die Arbeit im Allgemeinen. Es gäbe viel mehr Zeit für Begegnungen und Gemeinschaften, etwas, was vielen Menschen fehlt, sei es mit oder ohne Behinderungen.

In Ihrer Arbeit geht es oft auch um Identität. Gab es einen Moment, in dem Sie entschieden haben: Ich mache meinen Körper oder meine Identität zum Thema?

Viele marginalisierte Menschen machen zuerst die Erfahrung, dass sie «anders» sind. Tritt man in die Öffentlichkeit, versucht man oft, sich zu erklären oder verständlich zu machen. So ging es auch mir.

«Was würde passieren, wenn wir unsere Gesellschaft nicht nur nach Effizienz organisieren würden?»

Bei vielen kommt aber der Moment, in dem man sich nicht mehr rechtfertigen will und sich selbst erlaubt, einfach Kunst zu machen, auch ausserhalb der Themen, die einen persönlich betreffen.

Gibt es Momente, in denen Sie keine Lust mehr zu repräsentieren haben?

Es kommt sehr auf die Situation an. Ich diskutiere zum Beispiel nicht mehr mit jeder Person darüber, warum ein Treppenlift wichtig ist, irgendwann wird die eigene Zeit zu kostbar. Gleichzeitig finde ich es wichtig, dass wir uns auch für Themen einsetzen, die uns nicht direkt betreffen. Ich bin keine Frau, also nicht direkt von Sexismus betroffen, und doch ist es für mich wichtig, dass alle Menschen die gleichen Chancen haben und gleich fair behandelt und ernst genommen werden.

Sie sagen, das Elternsein hat Sie noch mehr sensibilisiert.

Ich wusste auch vor der Geburt unseres Kindes, dass Care-Arbeit schlecht bis gar nicht entlohnt und wertgeschätzt wird. Als Elternteil merke ich das viel direkter. Ich ärgere mich ein bisschen darüber, dass es mir erst jetzt so bewusst ist. Ich lerne ständig dazu, niemand ist fertig mit Lernen.

Sie geben auch Workshops zu Intersektionalität.

Ich möchte anerkennen, dass unterschiedliche Menschen unterschiedliche Lebensrealitäten haben und Erfahrungen verschieden sind. Intersektionalität bedeutet, alle Ebenen mitzudenken: Schwarzsein, Behinderungen, Gender, Klasse, Elternschaft, Religionszugehörigkeit – und diese nicht isoliert voneinander zu besprechen. Diese Haltung fördert die Solidarität. Wir können Diskriminierung nur bekämpfen, indem wir keine Form von Diskriminierung tolerieren und nicht die eine mehr und die andere weniger.

Was bedeutet für Sie Solidarität heute?

Für Themen und Lebenswelten einzustehen und sich einzusetzen, auch wenn ich

nicht selbst direkt davon betroffen bin. Solidarität bedeutet für mich zu verstehen, dass gerechtere Strukturen allen helfen.

Was müsste sich im Kulturbetrieb noch weiter verändern?

Ich glaube, wir müssen aufhören zu fragen, wie Menschen hineinpassen, sondern fragen, wie Räume sich verändern müssen. Kunst könnte viel stärker ein Begegnungsort sein statt nur ein Konsumort. Weniger Effizienz, weniger Normierung, mehr unterschiedliche Körper und Stimmen. Und wir müssen aufhören, Behinderung oder Care nur als Spezialthema zu behandeln.

Was gibt Ihnen Hoffnung?

Zu erleben, mit welcher Selbstverständlichkeit gerade jüngere Personen über ihre Behinderungen oder über ihre Queerness oder Blackness sprechen. Und wie sie diese Themen und einander miteinander in Verbindung bringen.



Randnotizen

Fragiles Gleichgewicht

In meiner Arbeit begegne ich Menschen oft erst an dem Punkt, an dem ihr Leben aus dem Gleichgewicht geraten ist. Aber fast nie beginnt die Geschichte dort. Sie beginnt viel früher, es sind die kleinen Verschiebungen davor. Eine Trennung, Herzschmerz, schlaflose Nächte. Daraus wird eine Depression, und irgendwann geht auch die Arbeit verloren. Man trinkt immer mehr, weil die Schmerzen nicht aufhören. Die Scham wird grösser. Briefe, die liegenbleiben. Die Menschen werden müde, sie vergessen Dinge, verlieren langsam den Überblick. Irgendwann fehlen Unterlagen, Fristen verstreichen, und am Ende bricht auch der Ort weg, den man Zuhause nennt.

Wir sprechen oft über existenzielle Brüche, als würden sie ausserhalb des normalen Lebens stattfinden. Als beträfen sie immer nur die anderen. Der Journalist Nils Minkmar schreibt, Verletzlichkeit sei vielleicht das Einzige, das allen Menschen gemeinsam ist. Und dass ein grosser Teil unserer Gesellschaft damit beschäftigt sei, diese Brüchigkeit zu verdecken. Mit Arbeit, Beziehungen, Versicherungen, Wohnungen oder einem festen Platz in der Welt. Dinge, die uns Halt geben und uns fester mit der Welt verschrauben sollen. Ein Bruch wird oft genau dann sichtbar, wenn diese Verbindungen langsam verloren gehen.

Die Biografien, denen ich bei meiner Arbeit begegne, beginnen selten am Rand. Sie beginnen mitten im Leben. Mit Arbeit. Beziehungen. Gewohnheiten. Kaffeetasse in der Chuchi. Fotos vom letzten Sommer an der französischen Riviera. Die Schweiz verfügt über ein engmaschiges soziales Netz. Ja, es gibt Beratungsstellen, Sozialhilfe, Therapien, Übergangslösungen. Ein dichtes Netz, zumindest auf dem Papier ist das so. Aber jedes Netz hat Maschen. Unterstützung in Anspruch zu nehmen, braucht oft genau das, was in Krisen verloren geht: Handlungsfähigkeit. Mitwirkung. Vertrauen. Die Fähigkeit, Formulare auszufüllen, Termine einzuhalten, Dokumente zu organisieren, zurückzurufen und immer wieder die eigene Geschichte zu erzählen.

Vor einigen Sommern begegnete ich B. am Bahnhof. Mitte siebzig, wohnhaft in einem Nachbarkanton, Zigarette und Bier in der Hand, mit wachem Blick und entwaffnendem Lächeln. Wir sprachen über die Welt, über klassische Musik und Woodstock, wo er in jungen Jahren dabei gewesen war. Einmal fragte ich ihn, warum ausgerechnet dieser Bahnhof zu seinem Ankerpunkt geworden sei. «Freiheit», sagte er. In seinem Heimatdorf, einer Gemeinde mit kaum tausend Einwohner*innen, falle man auf, wenn man zu lange am Bahnhof sitze. Hier sei das anders. Hier könne man in der Gruppe sein, dazugehören, ohne sich ständig erklären zu müssen. Er passe auf D. auf, sagte er, die mit ihrem Hund ebenfalls hier lebe und schlafe. Zurück wolle er im Moment nicht. Seine Ehe sei zerbrochen, er müsse sich zuerst wieder sortieren. Dann kam der ungastliche Herbst. Und mit ihm die gesundheitlichen Bräusche, die Erschöpfung, die Grenzen des Körpers. Irgendwann fragte B., ob ich ihn bei der Suche nach einer Unterkunft unterstützen könne, es isch jetzt an dr Zyt, meinte er.

Da wir akzeptierend arbeiten, massen wir uns nicht an zu wissen, was für einen Menschen «das Richtige» wäre. Stattdessen versuchen wir präsent zu bleiben und Vertrauen entstehen zu lassen, indem wir regelmässig wiederkommen, zuhören und gemeinsam Zeit verbringen. Und manchmal entsteht daraus wieder Handlungsspielraum. Menschen müssen nicht zuerst wieder funktionieren, um Unterstützung zu verdienen. Niemand sollte erst beweisen müssen, pünktlich, stabil, abstinenter oder organisiert genug zu sein, um Hilfe zu erhalten.

Und um mit Nils Minkmar zu schliessen: Verletzlichkeit ist kein Randphänomen. Sie ist etwas Menschliches. Die Brüchigkeit von Körper, Seele und Schicksal verbindet uns alle – auch wenn wir noch so versuchen, uns dagegen abzusichern.



ADRIANA RUŽEK arbeitet als Gassenarbeiterin in Basel. Sie glaubt, dass Verletzlichkeit nicht nur etwas ist, vor dem wir uns schützen müssen, sondern auch etwas, das uns lebendig macht.

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen dabei auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- 01 Gemeinnütziger Frauenverein Nidau
- 02 Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern
- 03 Lebensschau, Männedorf
- 04 Bodyalarm – time for a massage
- 05 Hausarztpraxis Tannenholz, Tann-Rüti
- 06 InhouseControl AG, Ettingen
- 07 Automation Partner AG, Rheinau
- 08 Zehnder Arbeitssicherheit, Zürich
- 09 Madlen Blösch, Geld & so, Basel
- 10 movaplan GmbH, Baden
- 11 Kaiser Software GmbH, Bern
- 12 Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden
- 13 appius GmbH, Interims-Management
- 14 Gemeinnützige Frauen Aarau
- 15 Breite-Apotheke, Basel
- 16 Broki Sidewäg, Bern
- 17 Maya Recordings, Oberstammheim
- 18 AnyWeb AG, Zürich
- 19 Beat Vogel – Fundraising-Datenbanken, Zürich
- 20 Praxis Carry Widmer, Wettingen
- 21 hoopsforu, jewelry
- 22 Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich
- 23 Willemin Beratung, willemin-beratung.ch
- 24 unterwegs GmbH, Aarau
- 25 Blumen & Kohl GmbH, Zehendermätteli

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen).

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

SURPLUS – DAS NOTWENDIGE EXTRA

Wie wichtig
ist Ihnen Ihre
Unabhängigkeit?

Das Programm

Einige unserer Verkäufer*innen leben fast ausschliesslich vom Heftverkauf und verzichten auf Sozialhilfe. Surprise bestärkt sie in ihrer Unabhängigkeit.

Mit dem Begleitprogramm SurPlus bieten wir ausgewählten Verkäufer*innen zusätzliche Unterstützung. Sie erhalten ein Abonnement für den Nahverkehr, Ferienzuschlag und eine Grundausstattung an Verkaufskleidung. Zudem können bei finanziellen Notlagen aber auch für Gesundheits- oder Weiterbildungskosten weitere Unterstützungsbeiträge ausgerichtet werden. Die Programmteilnehmer*innen werden von den Sozialarbeiter*innen bei Surprise eng begleitet.

Eine von vielen Geschichten

Ricardo Da Costa verliess 2003 Guinea-Bissau, wo seine Familie immer noch lebt. Der Mechaniker arbeitete zuerst als Bauarbeiter in Portugal und Italien. 2013 kam er in die Schweiz. Wenige Tage nach seiner Ankunft wurden ihm alle Wertgegenstände gestohlen und er stand er ohne Papiere da. Auf der Gasse lernte er einen Strassenmagazin-Verkäufer kennen und verkauft seither auch. «Ich bin froh, bei Surprise zu sein», erzählt Ricardo. «Manchmal komme ich traurig ins Büro und gehe mit einem Lächeln auf dem Gesicht wieder raus.» SurPlus ist für ihn eine grosse Unterstützung: Das ÖV-Abo ermöglicht Mobilität beim Heftverkauf und bei Schwierigkeiten stehen ihm die Mitarbeitenden mit Rat und Tat bei.



Weitere Informationen gibt es unter:
surprise.ngo/surplus

Unterstützen Sie das SurPlus-Programm mit einer nachhaltigen Spende

Derzeit unterstützt Surprise 30 Verkäufer*innen des Strassenmagazins mit dem SurPlus-Programm. Ihre Geschichten stellen wir Ihnen hier abwechselnd vor. Mit einer Spende von 6000 Franken ermöglichen Sie einer Person, ein Jahr lang am SurPlus-Programm teilzunehmen.

Unterstützungsmöglichkeiten:

- 1 Jahr: 6000 Franken
- ½ Jahr: 3000 Franken
- ¼ Jahr: 1500 Franken
- 1 Monat: 500 Franken
- oder mit einem Beitrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3 | Vermerk: SurPlus

Oder Einzahlungsschein bestellen: T +41 61 564 90 90

info@surprise.ngo | surprise.ngo/spenden

Herzlichen Dank!


**SURPRISE
WIRKT**

Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T +41 61 564 90 90
Mo-Fr 9-12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93
M +41 79 389 78 02

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, tto1 Media
T +41 43 321 28 78
M +41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Lea Stuber (lea)
Diana Frei (dif), Klaus Petrus (kp),
Sara Winter Sayilir (win)
T +41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Bergin, Monika Bettschen,
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel,
Yvonne Kunz, Fatima Moumouni,
Adriana Ružek, Ralf Schlatter,
William Stern, Priska Wenger,
Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Deborah Ambauen, Louise Alberti,
James Bantone, Janna Erny,
David Fürst, Klub Galopp, Michael
Philipp Hofer, Marah Rikli, Simon
Scheidegger, Sebastian Sellhorst,
Samanta Siegfried, Natalia Widla

Wiedergabe von Artikeln und
Bildern, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion. Für
unverlangte Zusendungen wird jede
Haftung abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara GmbH,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0, 70 g/m², FSC®,
ISO 14001, PEFC, EU Ecolabel, Reach

Auflage

23600

Abonnemente

CHF 250.-, 25 Ex./Jahr

Helfen macht Freude,
spenden Sie jetzt.

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

#Stadtführungen Basel: Benno Fricker

Lustig, ernst und schlagfertig. Top!

SELINA MEYER, Rütihof

#Stadtführungen Zürich: Christian Gabriel

«Dankbar für die Geschichten»

Wir waren sehr beeindruckt von Christian Gabriels
Geschichte und seinem Leben. Es ist bewunders-
wert, wie er sich immer wieder ins Leben zurück
kämpfte. Man spürte viel Leidenschaft bei seiner
Tour. Wir sind ihm für seine Zeit und die Geschich-
ten, die er mit uns teilte, dankbar.

LIVIO GIGLIOTTI, Zürich

#Stadtführungen Bern: Franziska Lüthi

«Eindrücklich»

Franziska führt sehr persönlich, authentisch
und dadurch eindrücklich. Sie spricht eine
Sprache, welche die Jugendlichen verstehen.
Die Mädchen hingen ihr an den Lippen.

SANDRA KUNZ, Trubschachen

#Stadtführungen Basel: Heiko Schmitz

«Weiter so»

Authentisch, offen, informativ, selbstkritisch,
auf Fragen der Teilnehmenden eingegangen,
sehr empfehlenswert. Weiter so. Ein grosses
Kompliment und Dankeschön, durch diese
«Brille» habe ich Basel noch nicht erlebt.

MIRIAM GANTNER, Basel

#Stadtführungen Bern: André Hebeisen

Märci für die Authentizität! Sie
haben mich an meinen Bruder
erinnert. Alles Gute für die Zukunft.

MONIQUE BASSIN, St-Légier

#Stadtführungen Zürich: Nicolas Gabriel

«Offen berichtet»

Sehr spannend und abwechslungsreich. Nicolas
Gabriel ist super auf die Schüler*innen einge-
gangen und hat sehr offen über sein Leben und
seine Erfahrungen berichtet. Er bleibt uns sicher
in Erinnerung.

CLAUDIA OPPLIGER, Stäfa

#624: Jung und obdachlos

Korrigendum

Im Artikel «Jung und obdachlos» wurde fälschlicherweise behauptet, dass ein vom Schweizerischen National-
fonds unterstütztes und von der FHNW durchgeführtes Forschungsprojekt das Ziel verfolge, die Zahl der
Jugendobdachlosen in der Schweiz zu eruiieren. Vielmehr geht es bei diesem Vorhaben darum, die Lebens-
lagen und Verwirklichungschancen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in prekären Wohnsituationen
zu untersuchen. Wir entschuldigen uns für diesen Fehler.

DIE REDAKTION

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Heftverkauf auf der Strasse haben.
Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.- (Europa: CHF 305.-)

Reduziert CHF 175.- (Europa: CHF 213.50)

Gönner*innen-Abo für CHF 320.-

Probe-Abo für CHF 40.- (Europa: CHF 50.-), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.- (Europa: CHF 35.-)

Halbjahres-Abo CHF 120.-, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.-

Bestellen

Email: info@surprise.ngo

Telefon: 061 564 90 90

Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



① Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld
zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

«Ich würde gern die Autoprüfung machen»

«Mein Name ist Sereina Wegmüller und ich singe im Surprise Chor, weil es mir Spass macht.

Mit meiner Familie habe ich es gut. Meine Eltern sind getrennt. Ich habe mit beiden Kontakt. Aufgewachsen bin ich bei meiner Mutter in Gelterkinden, in den Kindergarten und die Schule ging ich in Sissach. Ich habe auch eine ältere Schwester, sie ist letztes Weihnachten Mutter geworden.

Zu Surprise kam ich durch meine Kollegin Alexandra. Sie ist schon länger beim Chor. Ich bin ein paar Mal mitgegangen und habe mich dann entschieden zu bleiben. Ich fühle mich dort wohl. Es ist eine tolle Gemeinschaft. Ich wünsche mir, dass ich nicht so schnell aufgebe. Manchmal sind mir die Dinge zu viel. Ich war vorher im Chor der Sozialen Eingliederungsstätte Baselland (ESB). Dort hatten wir keine Auftritte. Anfangs hatte ich etwas Bühnenangst, aber nach ein paar Mal gewöhnt man sich.

Ich arbeite 80 Prozent. Einerseits im Unverpackt-Laden in Arlesheim, woher ich Alexandra kenne, andererseits im «Zweifach», einem Secondhand-Laden im Gundeli in Basel. Ich habe mal 100 Prozent gearbeitet, aber das ist zu anstrengend. Ich habe dann keinen Tag frei für Termine oder Erledigungen.

Ich wohne seit Anfang Jahr allein. Vorher war ich in einer WG. Ich werde begleitet von der ambulanten Wohnbegleitung. Meine Betreuerin kommt einmal die Woche vorbei. Sie hilft mir, wenn ich mit etwas Mühe habe, bei Rechnungen zum Beispiel richtig genau sagen kann ich nicht, was mir Mühe macht. Ich war in einer normalen Schule und habe dann in Solothurn eine schulische Ausbildung mit Schwerpunkt Hauswirtschaft gemacht. Kochen habe ich gelernt, das konnte ich gut. Mit den Rezepten aber hatte ich etwas Mühe. Hemden bügeln kann ich, ein bisschen Service haben wir auch gelernt. Erst hat mir die Schule Spass gemacht. Aber am Ende habe ich mich unwohl gefühlt. Ich hatte Probleme mit zwei anderen Schülerinnen. Besser gesagt: sie mit mir.

Ich habe eine beste Freundin, sie heisst Priscilla und kommt aus Brasilien. Manchmal machen wir ab. Sie wohnt in Füllinsdorf, das ist sehr nah. Wir haben früher zusammen in der ESB gearbeitet. Dort war es mir irgendwann zu langweilig. Ich wollte was Neues sehen.



FOTO: JANNA ERNY

Sereina Wegmüller, 36, singt im Surprise Strassenchor und ist Anfang Jahr von einer WG in eine eigene Wohnung in Frenkendorf gezogen.

Ich habe auch eine Beiständin, vor allem fürs Medizinische. Mit ihr habe ich einen guten Kontakt. Sie ist offen dafür, dass ich mitentscheide. Ich bin ja auch volljährig. Sie macht nur das Nötigste. Vorher hat meine Mutter für mich entschieden. Ich bin aber auch froh, wenn mich jemand unterstützt.

Bücher lesen kann ich. Es darf nur nicht zu eng gedruckt sein oder zu kompliziert. Später würde ich gern die Autoprüfung machen. Aber dafür muss ich noch viel lernen. Und einen Nothelferkurs machen. Und ich muss meine Beiständin fragen und meine Hausärztin, ob das geht. Mit dem Sehen habe ich keine Schwierigkeiten, ich fahre auch Velo. Laufen oder joggen gehe ich manchmal, aber nicht so gern allein. Ich bin gern unter Menschen. Manchmal ist es aber auch zu viel.

Aus der WG wollte ich ausziehen. Dort hatte ich zu wenig Ruhe. Zum Beispiel, wenn mein Freund mich besuchen kommen wollte, waren wir nie ungestört. Nun haben wir unsere Ruhe. Wir sind schon fünf Jahre zusammen. Er ist 41 und arbeitet auch in der ESB auf einem geschützten Arbeitsplatz. Er wohnt bei seiner Mutter, ist aber auch oft in meiner früheren WG gewesen. Nun ist er öfter bei mir und kommt manchmal mit zum Chor. Wir sind viel unterwegs.»

Aufgezeichnet von **JANNA ERNY**
und **SARA WINTER SAYILIR**

GESUCHT: DER FAN-SCHAL FÜR DIE NATI 2026!

Surprise nimmt im Herbst 2026 mit zwei Strassenfussball-Nationalteams am Homeless World Cup in Mexiko teil: Mit Ihrem Schal im Gepäck? Wie in den Jahren zuvor überreichen unsere Spieler*innen zum Handshake handgemachte Fanschals an die gegnerischen Teams. Machen Sie mit!

Der Schal sollte zirka 16 cm breit und 140 cm lang sein, Fransen haben und in Rot und Weiss gehalten sein. Gestrickt, gehäkelt, genäht: Alles geht!

**ACHTUNG,
FERTIG,
STRICKEN!**



**Bitte schicken Sie den Schal bis spätestens Montag, 17. August 2026 an:
Surprise Strassenfussball, Münzgasse 16, CH-4051 Basel**

Bild: Marc Bachmann

SURPRISE WIRKT GEGEN ARMUT UND AUSGRENZUNG



**Ermöglichen Sie Selbsthilfe.
Spenden Sie jetzt.**

Spendenkonto: Verein Surprise, CH-4051 Basel
IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3
www.surprise.ngo



SURPRISE

STRASSENFUSSBALL-

LIGA 2026



29. März | 10–17 Uhr | Regionalturnier Parco Urbano Bellinzona

4. April | 10–17 Uhr | Regionalturnier Home of Surprise Strassenfussball Dornach

9. Mai | 10–17 Uhr | Nationalturnier Messeplatz Basel

20. Juni | 10–17 Uhr | Nationalturnier Schulhaus Säli Luzern

16. August | 10–17 Uhr | Nationalturnier Schützi Olten

Alle Infos auf surprise.ngo/strassenfussball

Surprise ist Partner von:

